P. o.germ.
127
ge

Bischoff

8° P. o. germ.

127 ge

S
Bayerische Staatsbibliothek
<36661068940014

P.o. germ.
127 L
Bischoff

Das Kreuz in Gefahr.

Deutsches Kulturbild

aus dem achten Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1910.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Deutsche Kulturbilder

von

Konrad von Bolanden.

Fünfter Band.

Das Kreuz in Gefahr.

Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1910.

Das Kreuz in Gefahr.

Deutsches Kulturbild

aus dem achten Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.





Regensburg, Rom, New York und Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1910.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Das Kreuz in Gefahr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. Die Mauren.

Die Mauren oder Sarazenen, ein kriegerisches und raubgieriges Arabervolk, landeten im VII. Jahrhundert mit zahllosen Schiffen an Spaniens Küste. Sie waren fanatische Anhänger des Propheten Mohammed und kamen nach Spanien, um dieses reiche und schöne Land zu erobern und auszuplündern. Nach vierzigjährigen blutigen Kämpfen mit den christlichen Landesbewohnern hatten die Mauren ganz Spanien ihrer Herrschaft unterworfen, mit Ausnahme jener Christen, die sich in die Pyrenäen geflüchtet und dort festgesetzt hatten. Alle übrigen Christen Spaniens wurden getötet oder Sklaven der siegreichen Eroberer. Auf den Türmen der Kirchen verschwand das Kreuz, und an dessen Stelle trat der Halbmond, das Glaubenssymbol der Moslemin oder Mohammedaner.

Die Unterwerfung und Ausplünderung Spaniens hatten Kriegslust und Raubgier der Mauren keineswegs gesättigt, auch nicht ihren wilden Fanatismus. Den kriegerischen Sinn und die Leidenschaftlichkeit

seines Volkes berücksichtigend, hatte Mohammed seinen Anhängern den heiligen Krieg wider die Ungläubigen zur strengen Pflicht gemacht. Ungläubig waren alle Menschen, die nicht an Allah und seinen Propheten Mohammed glaubten. Der Zweck des heiligen Krieges war, alle Völker der Erde zum Islam, wie Mohammeds Religion genannt wird, zu bekehren oder zu töten. In seinem Religionsbuch, dem Koran, von Mohammed, wie er versichert, unter göttlicher Eingebung geschrieben, befiehlt er: „Bekämpfet die Feinde im Religionskriege, tötet sie, wo ihr sie findet. Die Beschwerden des heiligen Krieges sind verdienstlicher als Gebete und alle übrigen frommen Werke. Das Paradies liegt im Schatten der Schwerter. Alle auf dem Schlachtfelde gefallenen Tapferen gelangen sogleich in den Himmel."

Um den Blutdurst seiner Anhänger noch heftiger anzuregen, ruft er aus: „Verflucht sei, wer sich im Werke des Herrn nachlässig erweist! Verflucht sei, wer sein Schwert zurückhält, Blut zu vergießen! Wer aber in der Schlacht furchtlos alle seine Kräfte anstrengt, in der Absicht, den Namen Allahs zu verherrlichen, der erwarte mit Vertrauen den Sieg, er fürchte keine Gefahr und kein Unheil und sei des Paradieses sicher."

Daher kam es, daß die fanatisierten Mohammedaner, in Verbindung mit angestammter Mordlust

und Raubgier, bereitwillig dem Gebote ihres Propheten gehorchten, nicht zu rasten, bis durch den heiligen Krieg alle Feinde des Islam vernichtet und der ganze Erdkreis dem Halbmond unterworfen sei.

Demgemäß richteten nach Spaniens Eroberung die Mauren ihre gierigen Blicke auf die fruchtbaren und schönen Länder jenseits der Pyrenäen. Alhauer, der Wali von Cordova und Anführer von 10,000 arabischen Reitern, unternahm im Jahre 718 einen Raubzug nach Aquitanien, wie damals Südfrankreich genannt wurde. Die Zehntausend kamen jedoch nicht weit. Die christlichen Gebirgsbewohner scharten sich zum Kampfe und trieben die Feinde zurück, von denen sie eine große Menge erschlugen, unter diesen auch Alhauer, den blutig grausamen Wali. An dessen Stelle wurde zum Statthalter von Cordova El-Samah gesetzt. Entflammt für den heiligen Krieg und lüstern nach den gesegneten Fluren Aquitaniens, machte er ausgedehnte Rüstungen. Innere Zwistigkeiten der Franken klug benützend, führte er ein starkes Heer über die Pyrenäen. Siegreich drangen die Sarazenen vor bis Narbonne, wo sie anfingen, sich häuslich niederzulassen und eine Kolonie zu gründen, um dann weiter vorzurücken, ganz nach ihrer Verfahrungsweise bei der Eroberung Spaniens. Allein der kühne Herzog Eudo von Aquitanien, obwohl geschwächt durch seine Fehde mit dem Majordomus Karl Martell, störte dennoch

die Niederlassungen der Mohammedaner. Seine Kräfte zusammenraffend, überfiel er an der Spitze seiner Vasallen die Sarazenen, denen er eine schwere Niederlage bereitete. Auch der Wali El-Samah fiel in der Schlacht.

Nun kam für Aquitanien eine Friedenspause, aber nicht von langer Dauer. Kampfgier und Raubsucht, sowie Verpflichtung zum heiligen Kriege stachelten beständig die Moslemin zu Eroberungszügen. Zu diesen Triebfedern gesellte sich jetzt glühende Rache ob des erlittenen Schimpfes der Niederlage; denn infolge ihrer zahllosen Siege in drei Weltteilen erfüllte sie ein solcher Übermut, daß sie sich für unbezwingbar hielten.

Schweres Unglück brach herein über Aquitanien. Der Emir Ambesa sammelte in Afrika und Spanien ein gewaltiges Heer, stieg im Jahre 725 über die Pyrenäen und begann einen schauerlichen Rachezug. Verheerend überschwemmten die Sarazenen die Provence und drangen die Rhone hinauf bis nach Autun in Burgund. Alle Greuel der Verwüstung mußte das offene Land erdulden. Kirchen und Klöster wurden verbrannt, die Mönche gemartert, die Frauen geschändet, alle erreichbaren Christen gemordet. Die Städte Avignon, Viviere, Valence, Lyon, Macon, Chatons, Besancon, Dijon wurden gebrandschatzt und viele Christen in die Sklaverei geschleppt. Immer weiter

dehnte sich der grausige Vernichtungszug. Kein Retter nahte, zur Befreiung aus der Gewalt blutdürstiger Moslemin und afrikanischer Barbaren. Endlich staute die wilde Flut an der festen Stadt Sens. Bischof genannter Stadt war der heilige Ebbon, im verdienten Besitze des höchsten Ansehens und kindlicher Liebe seiner Diözesanen. Bei der Schreckenskunde vom Anzuge der Christenvertilger versammelte er die wehrhaften Männer in der Kathedrale. Die ruhige Haltung des Bischofs und seine Trostworte ermutigten die Geängstigten. Die Versicherung des Heiligen, Gott werde die Seinen nicht verlassen, begeisterte die Einwohner zur äußersten Verteidigung ihrer Stadt. Als nun die Vorhut des unzählbaren Reiterheeres anstürmte, waren die Tore der Feste geschlossen, die Ringmauern und Wehrtürme mit Pfeilschützen und Speerwerfern besetzt. Ohne Sturmzeug zur Gewinnung fester Plätze, mußte sich Emir Ambesa zur Umlagerung verstehen; denn lieber wollte er den siegreichen Verlauf des heiligen Krieges unterbrechen, als verzichten auf die verlockende Beute der reichen Stadt und deren Kirchenschätze. Bereits am folgenden Tage war Sens ringsum eingeschlossen von raubgierigen und mordlustig andrängenden Feindesmassen. Die Feste glich einer kleinen Insel, die von hochgehenden Wogen verschlungen zu werden drohte. Von umliegenden Höfen und Dörfern schleppten die Sarazenen

Leitern herbei, um die hohen Ringmauern zu ersteigen. Aber die tapferen Verteidiger, infolge der Versicherung ihres heiligen Bischofs vertrauend auf Gottes Beistand, stritten mannhaft, schlugen den Aufsteigenden die Schädel ein und stürzten die Sturmleitern um.

Während die Männer auf Turmzinnen und Mauergängen mit Todesverachtung kämpften, lagen in den Kirchen die Frauen auf den Knien, den Himmel um Rettung bestürmend. Bischof Ebbon war unermüdlich tätig und fast allgegenwärtig. Er tröstete in den Kirchen die geängstigten Frauen und weinenden Kinder. Er hob seine Hände zum Himmel, um Erbarmung flehend für seine Herde. Die sausenden Pfeile des Feindes nicht fürchtend, erschien er an bedrohten Punkten, und die Gegenwart des heiligen Mannes entflammte die Verteidiger zu beharrlichen Anstrengungen.

Nach einigen Tagen vergeblicher Angriffe wechselte plötzlich das Kriegsgetöse mit tiefer Stille, zum größten Erstaunen der Belagerten. Die Mohammedaner blieben im Lager, woselbst das gewöhnliche Geheul und wilde Geschrei verstummte. Offenbar hatten außerordentliche Vorgänge die blutdürstigen Moslemin entmutigt und erschreckt. Nach den Berichten der Chronisten jener Zeit gerieten die Sarazenen in den Bann furchtbarer Schrecknisse. Im Lager verbreiteten sich beängstigende Gerüchte über

nahende Gefahren und verhängnisvolles Verderben. In Verbindung mit dem mohammedanischen Fatalismus steigerte sich die Erregung bis zur allgemeinen Bestürzung, so daß Ambesa die Belagerung aufhob.

Die Christen in Sens dankten Gott für die wunderbare Rettung.

Indessen waren die schlimmen Ahnungen der Mohammedaner keine leeren Schreckbilder. Bei ihrem Rückzuge durch Aquitanien ereilte sie das Verderben. Nach langen und mühevollen Anstrengungen war es dem Herzog Eudo gelungen, ein kleines Heer zusammenzubringen. Zunächst wagte er keine Schlacht, mit kleinen Gefechten sich begnügend, in denen er eine Menge geraubter Schätze der feindlichen Nachhut abnahm. Emir Ambesa unterbrach nicht den fluchtähnlichen Rückzug durch machtvolle Zurückweisung der Angriffe Eudos auf die Nachhut, weil er die Mutlosigkeit der Seinen erkannte, von denen die vor Sens empfangenen Schrecken nicht weichen wollten. Desto unternehmender wurde der Herzog, dessen Streitscharen täglich zahlreicher anwuchsen. Er zwang Ambesa zur Schlacht und bereitete den Sarazenen eine furchtbare Niederlage. Zahllose Leichen bedeckten die Wahlstatt und nur der Kriegskunst des Feldherrn Abderrhamans, der an die Stelle des gefallenen Emirs Ambesa trat, gelang es, die Trümmer des vernichteten Heeres über die Pyrenäen zu retten.

Für das schwer heimgesuchte Südfrankreich gab es nun auf längere Zeit Ruhe, aber nicht deshalb, weil die Gläubigen des Propheten ihrem fanatischen Christenhaß und dem heiligen Kriege entsagten, sondern deshalb, weil unter ihnen in Spanien und Afrika Parteien entstanden, die sich gegenseitig befehdeten und große Unternehmungen verhinderten. Es geschah sogar das Merkwürdige, daß Othman Munuza, der Befehlshaber in Catalonien, ein Bündnis suchte mit dem Herzog Eudo von Aquitanien. Othman zürnte nämlich über die Bedrückungen seines Stammes durch die Araber in Afrika. Außerdem beleidigte ihn die Erhebung Abderrhamans zum Statthalter des Kalifen in Spanien, während er selbst nach dieser höchsten Stelle strebte. Darum bat er den Herzog um dessen Freundschaft und Bündnis. Eudo wies den schimpflichen Antrag nicht zurück, ein Freund jener zu werden, deren fanatischer Haß die Vernichtung des Christentums anstrebte. Im Gegenteil, seiner Selbstsucht erschien das Bündnis dienlich. Er wähnte, die Mauren würden gegen ihren Bundesgenossen nichts Feindseliges unternehmen. Überdies meinte er, an den Sarazenen eine Stütze zu finden gegen den mächtigen Hausmaier des Frankenreiches, Karl Martell, dessen scharfes Schwert den felonistischen Herzog zur schuldigen Abhängigkeit und Treue gegen den König zurückgebracht hatte. So schloß er den angetragenen Bund mit Othman, gab

ihm sogar seine Tochter Lampagia zur Gemahlin — nach christlichen Begriffen ein schmachvolles Vergehen. Kaum wurde die Vereinbarung offenkundig, da zog der gefürchtete Hausmaier Karl Martell mit seinen Ostfranken heran, um Eudo wegen seiner Treulosigkeit zu züchtigen und ihn wieder unter die Botmäßigkeit der großen fränkischen Monarchie zu zwingen. — Othman ging es noch weit schlimmer. Der Statthalter des Kalifen in Spanien, Abderrhaman, ergrimmt über Othman, dessen Bündnis mit dem christlichen Fürsten der moslemischen Religion und Politik Hohn gesprochen, brach unvermutet mit seinem Heere auf gegen Saragossa, wo sich Othman befand. Plötzlich überfallen und nicht genügend vorbereitet, daher außerstande, dem mächtigen Gegner die Spitze zu bieten, verließ Othman mit seiner Schar Saragossa und flüchtete in die Pyrenäen. Dort warf er sich mit seiner Gemahlin, der Tochter des Herzogs von Aquitanien, mit seinen Schätzen und seinem Anhang in die hochgelegene Bergfeste Cerdagne. Abderrhaman, dem alles daranlag, sich der Person des Verräters zu bemächtigen, folgte ihm mit seiner ganzen Macht auf dem Fuße. Othman hielt sich in der Feste nicht mehr sicher, verließ dieselbe, um zu seinem Schwiegervater nach Aquitanien zu flüchten. Aber alle Wege waren ihm abgeschnitten, alle Pässe von Abderrhamans Kriegern besetzt. An seiner Rettung verzweifelnd und entsetzt über die ihm

bevorstehenden Todesqualen, sobald er in die Hände seines Gegners fiel, stürzte er sich von der Höhe eines Felsens hinab in die Tiefe. Die Bergfeste wurde erstürmt, die ganze Besatzung niedergehauen und seine junge Gemahlin, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Schönheit, nach Damaskus in den Harem des Kalifen geschickt.

Bald nach diesen Vorgängen nahm der heilige Krieg des Islam gegen das Christentum eine höchst gefährliche Wendung. Bisher fehlte der Mann, dessen höchstes Ansehen, Scharfsicht und Gestaltungskraft es vermochten, die Mohammedaner von drei Weltteilen in Heeresmassen zu vereinigen, denen kein christliches Reich in Europa widerstehen konnte. Dieser Mann erschien jetzt in dem Kalifen Hashem von Damaskus. Er galt den Moslemin als Nachfolger und Stellvertreter des Propheten, dessen Befehlen sie botmäßig gehorchten.

Des Kalifen Plan ging dahin, Europa zu gleicher Zeit im Osten und Westen anzugreifen. Den östlichen Angriff leitete er ein durch ein großes Landheer, sowie durch eine zahlreiche Flotte, welche in den Bosporus einlief, um Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen Reiches, zu Wasser und zu Land zu bestürmen. Den westlichen Angriff übertrug er seinem Statthalter in Spanien, dem kriegskundigen, sieggewohnten Abderrhaman. Mit den Mauren in Spanien

vereinigte er alle kriegerischen Stämme, die aus Afrika und Asien unter der Fahne des Propheten herbeiströmten. So entstand ein zahlloses, von Raubgier und wildem Fanatismus gestacheltes Heer, das, von Westen heranziehend, Europa dem Islam unterwerfen sollte, bis es sich mit den Mohammedanern vereinigte, die von Osten kamen.

Im Jahre 731 führte Abderrhaman sein Heer über die Pyrenäen, und jetzt ergossen sich die wilden Massen Afrikas und Asiens zunächst über Aquitanien. Von der Siegesgewißheit und den Absichten der Moslemin erzählten die zahlreichen Weiber und Kinder unter den Streitscharen. Es handelte sich nicht um einen vorübergehenden Feldzug, sondern um bleibende Niederlassungen in Westfranken. Nach völliger Unterjochung Neustriens sollte der heilige Krieg fortgesetzt werden, bis die Standarte des Propheten siegreich über ganz Europa herrschte.

Herzog Eudo versuchte das Vordringen der Sarazenen zu hindern, indem er eine feste Stellung jenseits des Flusses Dordogne einnahm. Bei maßloser feindlicher Übermacht helfen aber strategische Künste so wenig, wie feste Dämme bei Überflutungen des Meeres. Im Angesicht der Christen gingen die Sarazenen über den Fluß. Sofort entwickelte sich eine mörderische Schlacht. Die Franken wurden geschlagen und ihr ganzes Heer zersprengt und vernichtet. Zur

Veranschaulichung der schrecklichen Niederlage sagen die Chronisten, nur Gott allein vermöge die Menge der Erschlagenen zu zählen.

Herzog Eudo entrann zur Not dem Verderben. Von zwei Vasallen begleitet, flüchtete er nordwärts und gelangte im Schutze eines Waldes zu einem Kloster. Dieses lag einsam und weltverlassen zwischen hohen Waldbergen, die es, wie seine Hüter und Beschützer, in stolzem Trotze umstanden. Nur die strengste Lebensauffassung, Bußgeist und Verachtung aller irdischen Genüsse konnten zum Wohnsitz einen solchen Ort wählen. Das Kloster trug das Gepräge der Armut und des Verzichtes auf jede bauliche Zierde. Das Zellenhaus der Mönche, die Kapelle, die Fremdenherberge, welche bei keinem Kloster jener Zeit fehlte, waren mit Stroh gedeckte Holzbauten. Die umliegenden gut bewirtschafteten Felder des weiten Bergkessels, sowie Scheune und Stallungen verrieten, daß die Mönche ihre geringen Bedürfnisse durch kundig betriebene Landwirtschaft, in Verbindung mit dem Austrieb des Viehes auf Weideplätze des Waldes, genügend erzielten. Zum Schutze gegen Wildschaden lief ein starker Zaun um das Ackerland. Nächtliches Einbrechen von Bären und Wildschweinen zu verhüten, war die Aufgabe einiger Eberfänger. Diese gewaltigen Hunde erhoben jetzt ihre tiefen Stimmen, um den anreitenden Herzog und dessen Vasallen zu begrüßen.

Der im Garten arbeitende Mönch richtete sich empor, scharf auslugend nach den herankommenden Fremden. Anfänglich malte sich in seinem hageren, von der Sonne gebräunten Gesichte zweifelndes Forschen, dann Überraschung, und schließlich eine bis zur Bestürzung gesteigerte Gemütsbewegung.

„Er ist es wahrhaftig — Herzog Eudo!“ stieß er hervor. „Heiliger Gott, welches Zusammentreffen!“

Beide Hände über die Brust legend, senkte er den Kopf und ein jäher Seelensturm erschütterte seinen Leib. Einen letzten Blick nach dem Herzog werfend, eilte der Bruder Gärtner, als wolle er sich verbergen, mit so raschen Schritten nach dem Kloster, daß die steife Kutte, deren Festigkeit Jahrzehnten trotzen mochte, hinter ihm herklapperte.

Nach der Regel des heiligen Benedikt mußte jedes Kloster einen Gastbruder besitzen, dessen Aufgabe darin bestand, Fremde zu empfangen, zu bedienen und zu unterhalten. Diese wichtige Persönlichkeit des Mönchswesens im Dienste der Nächstenliebe erschien sofort im Hofe, um die Gäste willkommen zu heißen. Aber beim Anblicke der drei Reiter, die aus den Sätteln sprangen, stand er steif und starr, wie eine Bildsäule. Er sah drei gewappnete Hünen, die von Helm bis zu den Füßen ebenso in Blut gebadet waren, wie ihre mächtigen Schlachtrosse. Weil die Ordensregel jedes neugierige Ausforschen verbot, sowie jedes peinlich

wirkende Benehmen, durch Merkmale des Schreckens, so unterdrückte der Gastbruder sein unwillkürliches Entsetzen und machte zunächst einige tiefe Verbeugungen. Darauf erhob er seine Stimme, deren Beben seine Angst verriet.

„Ich grüße die edlen Ritter — heiße sie allhier willkommen im Namen Gottes und des heiligen Vaters Benedikt."

„Dank, guter Bruder!" entgegnete der Fürst. „Wir können also hier Nachtrast halten?"

„Wir preisen Gott für die Gelegenheit, dem Nächsten dienen zu dürfen."

„Aber unsere müden, abgetriebenen Pferde?"

„Seid deshalb unbesorgt, edler Herr!" sagte der herantretende Bruder Gärtner, dessen Selbstbeherrschung inzwischen ruhige Fassung erstritten hatte. „Ich verstehe nicht bloß, wie man den Acker baut, sondern auch, wie man umgeht mit den Pferden. Bevor ich der bösen Welt entfloh, um der Hölle zu entrinnen, und in dieser Waldeseinsamkeit mich begrub, um durch Abtötung, Gebet und Fasten den Himmel zu gewinnen, war ich eines hohen Gebieters Verwalter in Haus und Hof. Mein Beruf lehrte mich auch die Pferde kennen und deren Pflege. Diese stattlichen Rosse, die von Feindesblut gerötet, von Hunger matt aus dem Schlachtgewühl kommen, will ich sättigen mit dem besten Heu und kräftigsten Hafer

von Neustriens Gefilden. Vertraut mir also, edle Herren, die beste Wartung und Reinigung eurer getreuesten vierbeinigen Knechte — was ich nicht sage, mich zu rühmen, sondern euch zur Beruhigung; denn ich weiß, daß jeder gute Ritter für seines Pferdes Pflege eifriger besorgt ist, als für die seinige."

Obwohl niedergebeugt vom Unglück des Tages, erregte dennoch die seltsame Redeweise des Mönches Eudos Befremden. Forschenden Blickes betrachtete er ihn. Das Gesicht schien ihm bekannt, er konnte aber kein sicheres Erkennen erlangen, weil die heraufgezogene Kapuze und ein struppiger Vollbart die Züge teilweise verhüllten.

„Darf ich unsere liebwerten Gäste nach der Herberge geleiten?" fragte der Gastbruder.

Sinnend blickte der Herzog dem Mönche nach, der zwischen den Pferden ging, bis sie im Stalle verschwanden. Dann erst folgte er den anderen nach dem einstöckigen aber geräumigen Hause. Sie betraten eine große Stube, mit weißgetünchten Wänden, deren einzigen Schmuck ein roh geschnitztes hölzernes Kruzifix bildete. Die ganze Einrichtung bestand in plumpen Tischen, Stühlen und Bänken aus Eichenholz. Trotz der dürftigen Ausstattung war der Ort einladend und heimlich, wohl infolge größter Reinlichkeit und Sauberkeit des Bodens, der Wände und aller Gegenstände. Auch die Glasscheiben der kleinen Schubfenster waren

hell und ließen das volle Tageslicht einströmen. Außerdem vermißten der Herzog und seine Begleiter keine Bequemlichkeit; denn jene rauhe Zeit kannte dieselben nicht.

„Sobald ich den Bruder Koch angewiesen habe, ein köstliches Mahl zu bereiten, komme ich wieder, nach dem Begehren der edlen Herren zu fragen," sagte der Gastbruder und verschwand.

Die Gewappneten begannen, ihre blutbefleckten Waffen und Rüstungen abzulegen, wobei der Herzog von seinen Vasallen unterstützt wurde. Schließlich standen die Recken in Beinkleidern und Wämsen von Leder, die unmittelbar unter der Rüstung über Anzügen von Wollenstoff getragen wurden. Aus der steifen Lederkleidung schälten sie sich nicht heraus, weil sie, trotz Hunger und Ermüdung, dieser Erleichterung nicht bedurften. Ihre undurchdringlichen Kettenrüstungen und Helme untersuchend, entdeckten sie manche Kennzeichen von Säbelhieben und Pfeilschüssen, aber das eigene Gesicht konnte keiner sehen; denn in der Stube befand sich kein Spiegel.

„Graf Warato, ist mein Gesicht ebenso blutrot gefärbt, wie das deinige?" fragte der Herzog.

„Ihr seid rot, mein Gebieter, wie ein gesottener Krebs!" versetzte lächelnd der Graf. „Das ist auch kein Wunder; denn Euer Schwert mähte die Mohren zusammen, wie Sensen das Gras."

„Dennoch alles verloren, nur das Leben nicht," sagte Eudo bitter.

„Ich denke," tröstete Warato, „so lange wir das Leben und kühnen Mut nicht verloren, kann man alles Verlorene wieder gewinnen."

„Das ist gut gesagt!" bestätigte der Fürst. „Mit Feindesblut gefärbte Gesichter sind ehrenhaft und gar nicht häßlich. Doch Mohrenblut ist ekelhaft, weil es die Leiber höllischer und viehischer Gesellen belebte. Mit einem solchen Gesicht kann ich nicht essen, aus Besorgnis, mit der Suppe zugleich Mohrenblut zu verschlucken. Waschen wir uns."

„Im Hofe sah ich einen laufenden Brunnen," sagte der Ritter.

Sie verließen die Stube und kehrten nach einiger Zeit reingewaschen zurück. Gleich darauf erschien der Gastbruder und stellte eine große, dampfende Schüssel mit Haferbrei auf den Tisch.

„Das kommt gelegen!" begrüßte der Herzog mit gierigen Blicken den ersten Gang des „köstlichen Mahles", wie es der Gastbruder verheißen. „Hungersnot ist eine schwere Not, was mit viel Jammergeschrei mein Magen verkündet."

Sie ließen sich um die Schüssel nieder und begannen, deren herben Inhalt mit hölzernen Löffeln auszuschöpfen.

Der Gastbruder stand beiseite und beobachtete mit großer Befriedigung die beharrlichen Angriffe auf die erste Schüssel des „köstlichen Mahles". Nicht umsonst hatte er den Bruder Koch gebeten, heute ausnahmsweise dem Haferbrei in Öl geröstetes Brot beizumengen, was nach der Regel des heiligen Vaters Benedikt nur an hohen Festtagen oder bei Speisung hoher Gäste geschehen durfte. Glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht, so oft er das Krachen der harten Brotwürfel vernahm, zermalmt vom starken Gebiß der Hünen.

Der Haferbrei, eine damals beliebte, kräftige und gesunde Kost für ein Zeitalter, das feine Küche und Leckerbissen nicht kannte, war so gründlich verschwunden, daß die hohen und weiten Wände der Schüssel wie blank gespült erschienen. Und jetzt kam zum Schlusse des „köstlichen Mahles" der Glanzpunkt, nämlich eine Schüssel mit wildgewachsenen, in Salzwasser gekochten Kräutern, und eine Platte in Öl gebackener Fische, nebst frischem Weizenbrot. Alles folgte ohne Rastpause, bei beharrlichem Schweigen, dem vorausgegangenen Haferbrei.

„So vortreffliche Forellen habe ich lange nicht mehr gegessen," rühmte der Fürst. „Der Hunger wäre bezwungen — nun aber der Durst?" und er sah forschend auf den Gastbruder.

„Dafür weiß ich Rat, edler Herr! Wein, Bier oder Met haben wir zwar nicht, doch aber ein Wasser, so frisch und klar und gesund, wie es besser nirgendswo gefunden werden mag."

Diensteifrig verschwand er aus der Stube und kehrte nach wenigen Minuten zurück, einen Steinkrug auf den Tisch stellend. Zuerst setzte ihn der Herzog an den Mund, nach ihm dessen Vasallen, und alle tranken in langen Zügen und mit Behagen.

„Wie heißt dieses im Walde verborgene Kloster?" fragte Eudo.

„Klause von St. Martin."

„St. Martin? Das ist unmöglich," widersprach der Herzog. „St. Martin ist eine reiche Abtei, unweit Paris, in schöner, fruchtbarer Landschaft, bewohnt von hochgeborenen Mönchen, von denen jeder Anspruch erhebt, mindestens Abt, Bischof oder des Königs Erzkaplan zu werden. Der reinste Spott, diese armen Hütten in öder Wildnis St. Martin zu heißen."

„Verzeiht das Mißverständnis, edler Herr! Diese armen Hütten, wie Ihr mit Recht unser Kloster nennt, bilden nicht die Abtei, sondern nur die Klause von St. Martin. In der Abtei wohnen nur vornehme Herren, mit denen wir gar nicht verwandt sind, weder im Besitz, denn jene sind reich begütert und wir sind arm, noch im Streben, dieweilen wir weit höher hinauf wollen, als jene Herrenmönche."

„Weiter hinauf? Wieso?“

„Wir streben auf dem Wege der Armut nach dem Himmel — jene streben auf dem Wege des Reichtums nach Abteistühlen, Bischofssitzen und Hofämtern.“

„Nach dem Geschmack frommer Einfalt magst du recht haben. Wer gab der Klause den Namen?“

„Ein wirklicher Bischof, nämlich Ebbon von Sens.“

„Warum ist Ebbon von Sens ein wirklicher Bischof?“ frug Eudo, welchen die fast drollige Redeweise des Bruders belustigte.

„Weil er ein heiliger Mann ist.“

„Getroffen, — das ist er! Und die übrigen Bischöfe — was sind diese?“

„In ihrer Mehrzahl überhaupt gar keine Bischöfe.“

„Oho — warum denn?“

„Weil die Mehrzahl gar nicht geweiht ist. Die meisten von ihnen sind ungeweihte tapfere Krieger, welche der König, nämlich der gar mächtige Hausmaier Karl Martell, mit Kirchengütern begabte, auf daß sie Kriegsdienste leisten, das heißt, an der Spitze ihrer Mannen ausziehen, um die Reichsfeinde totzuschlagen.“

„Du bist wirklich ein kluger Bruder! Woher deine Kenntnisse?“

„Von Leuten, die auf ihrer Flucht hier rasten.“

„Vor wem flüchten sie?“

„Vor ihren Feinden.“

„Wer sind diese?“

„Vorab die Mohren und Herzog Eudo von Aquitanien.“

„Du redest töricht, dummer Bruder! Wärest du klug, so müßtest du sofort die Verleumdung erkennen, einen christlichen Fürsten heidnischen Mohren anzureihen.“

„Jetzt freut mich die Verleumdung, obwohl sie eine schwere Sünde ist.“

„Warum freut sie dich?“

„Weil es nicht wahr ist, was jener Edelmann über den Herzog von Aquitanien gesagt hat.“

„Demnach hat er ihn geschmäht — wie denn?“

„Er sagte, der Herzog habe seine Tochter einem Mohrenfürsten zum Weibe gegeben. Darum sei der Herzog ein abtrünniger Schurke, den Gott strafen möge ob solcher Freveltat.“

Der Eindruck dieser Worte auf Eudo war abschreckend. Er sprang vom Sitze, stürmte in der Stube hin und her, dumpfe Laute hervorstoßend und kaum fähig, seine Wut zu bändigen.

Der Gastbruder betrachtete geängstigt den ergrimmten Recken. Auch des Herzogs Begleiter wurden besorgt.

„Hast du schon Mohren gesehen?“ fragte Warato, dem Gespräche eine andere Wendung gebend.

„Nein, gewiß nicht! Gott bewahre uns vor dem Anblick dieser Teufelsbande! Doch gehört habe ich von ihren Freveltaten, wie sie alle guten Christen grausam ermorden, den Mönchen vorerst Nasen und Ohren abschneiden und sie greulich martern, bevor sie ihnen die Köpfe abhauen. Dem Himmel sei Dank, vor diesen Unmenschen sind wir sicher! In diese Wildnis und Verborgenheit kommen sie nicht. Auf viele Stunden in der Runde umgeben uns dichte Wälder, darin streifende Mohren nicht reiten können und nichts zu rauben finden."

„Ganz nach der Wahrheit!" bestätigte Warato. „Die Mohren verheeren nur reiche offene Gauen. Die Wälder meiden sie, weil sich darin ihre Reitermenge gar nicht bewegen könnte."

Eudo saß in der dunkelsten Ecke der Stube, die Beine ausgestreckt, die Arme vor der Brust verschränkt, den Kopf herabgebeugt und den starren Blick zu Boden gerichtet. Die vorige Wut hatte ihn völlig verlassen und war tiefer Niedergeschlagenheit gewichen.

Die beiden Vasallen beobachteten eine Weile ihren regungslosen Lehensherrn, bis Warato das Schweigen unterbrach.

„Wie mag es um unsere Rosse stehen? Gehen wir zum Nachschauen."

Sie erhoben sich und verließen mit dem Gastbruder die Stube.

In der dunklen Ecke stöhnte es — nicht in Lauten verhaltenen Grimmes, sondern herben Seelenschmerzes. Was ihm der Edelmann durch den Mund des Gastbruders zugerufen: „Abtrünniger Schurke, ob deiner Freveltat möge dich Gott strafen!“ — sowie das von ihm verschuldete Unglück seiner Tochter, im Harem zu Damaskus der Schande zu leben, mochten ihm größere Qualen bereiten, als die heute verlorene Schlacht. Obwohl der Sohn einer kriegerisch wilden Zeit, ließ ihn der Glaube des Christen doch nicht so tief sinken, daß er mit dem Spottlächeln des religiös Ungläubigen an seiner Verschuldung vorübergegangen wäre. Der heilige Gott, der allwissende und furchtbare Rächer jedes Frevels, schreckte ihn. Die heutige Niederlage, selbst der Verlust des Herzogtums, bedeuteten wenig, gegenüber der schauerlichen, ihn erwartenden Strafen der Ewigkeit.

„Der abtrünnige Schurke — Gott muß ihn strafen!“ unterbrach seine bebende Stimme die Grabesstille. „Ganz recht — abtrünnig dem Christenglauben wurde ich durch die Überlieferung meines Kindes an den mordsüchtigen Christenhasser — genau die Freveltat eines abtrünnigen Schurken. Wie feige, ehrlos und häßlich mag dieser Schurke aussehen im Lichte des christlichen Glaubens! Und heute begann

Gottes Strafgericht über mich, den abtrünnigen Schurken. Was wird auf Erden mein Ende — mein grausiges Geschick im Reiche der Ewigkeit sein?"

Der Gastbruder trat ein, in der Hand eine brennende Wachskerze, die in einem hölzernen Leuchter steckte, das Dunkel in der großen Stube spärlich erhellend. Er stellte den Leuchter auf den Tisch und erschrak beim Anblick des bleichen, gramvollen Gesichtes.

„Die zwei Ritter lassen Euch gute Nachtrast wünschen — sie schlafen im Heu bei den Rossen. Soll ich Euch, edler Herr, zum schlafen in Eure Kammer führen?"

„Schlafen — ich? Frage um Mitternacht — bis dahin wache ich."

Der Gastbruder verbeugte sich und ging.

„Schlafen — werde ich jemals wieder schlafen können — ich, der abtrünnige Schurke? Und wenn mich der Schlaf heimsucht, wird er im Geleite schrecklicher Träume erscheinen, nicht mit der Gabe des Friedens und süßer Ruhe — ganz nach Gebühr für den abtrünnigen Schurken. — Noch lebe ich auf Erden, dennoch spüre ich jetzt schon den nagenden Wurm, der niemals stirbt in der Hölle, wo das Feuer nicht erlischt. Ja, nagender Wurm und brennendes Feuer sind des abtrünnigen Schurken verdiente Qualen!"

Das Öffnen der Stubentüre unterbrach ihn. Der eingetretene Mönch blieb einige Augenblicke am Eingang stehen, nach dem Sitzenden ausspähend, dem er langsam und in bescheidener Haltung nahte, bis er ihm gegenüber stehen blieb. Eudo erkannte sofort den Mönch, der bei seiner Ankunft im Garten gearbeitet und dessen Redeweise ihm aufgefallen war. Die Kapuze war jetzt zurückgeschlagen, und noch bekannter dünkten dem Fürsten die Gesichtszüge.

„Wer bist du? Was willst du?"

„Kennt der Herzog von Aquitanien nicht mehr seinen Freund am Königshofe, den Pfalzgrafen Bertarius?"

Eudo fuhr empor, den Mönch mit größter Überraschung anstarrend.

„Was — Bertar bist du — Bertar, den ich seit 14 Jahren tot weiß?"

„Das bin ich wirklich, seitdem ich starb für diese Welt."

Eudo trat dicht vor den aus dem Grabe Erstandenen, mit weit geöffneten Augen ihn betrachtend.

„Ah — wie das ergreift — einen Freund, den ich längst gestorben wähnte, plötzlich lebend vor mir zu sehen — und wie? Den stolzen, prunkliebenden Pfalzgrafen in dieser traurigen Gestalt!"

„Und doch ist der armselige Mönch in dieser traurigen Gestalt reich genug, des Pfalzgrafen schwere

Schuld zu bezahlen. Wäre für den stolzen Pfalzgrafen der Mönch nicht eingestanden durch strenge Buße, auf ewig wäre der Pfalzgraf verloren."

Eudo überlegte flüchtig die Worte, indem er sich abwandte und einige Male die Stube durchschritt.

„Ich merke," murmelte er, „das ist eine Botschaft an den abtrünnigen Schurken."

Jetzt stand er wieder vor dem Mönch.

„Bertar, willst du mir nicht ausführlich erzählen und erklären, was ich kaum verstehe, nämlich wie aus dem glänzenden Pfalzgrafen ein solches Knochengerüste, eine solche Jammergestalt werden konnte?"

Beide ließen sich am Tische einander gegenüber nieder. Der Lichtschein der Wachskerze beleuchtete das ruhig ernste Gesicht des Mönches, mit den tief in den Höhlen liegenden Augen und den vorstehenden Backenknochen, sowie Unruhe und Erregung im Mienenspiel des Herzogs.

„Als du vor achtzehn Jahren am Königshofe weiltest, den ich ebenso beherrschte, wie jetzt der Hausmaier Karl das ganze Frankenreich, da hast du meine junge Frau bewundert ob ihrer Schönheit. Du hast mich glücklich gepriesen, ein solches Gemahl zu besitzen. In Wahrheit fand ich im Besitze Gudilas das höchste Glück. Mein Kleinod bewachte ich mit den scharfen Augen der Eifersucht. Darum entging mir nicht ihre

vermeinte Neigung zu einem jungen Grafen, der häufig den Königshof besuchte. Als ich Beweise von Gudilas Untreue zu finden glaubte, erfaßte mich namenlose Wut. Von wildem Grimm getrieben, erwürgte ich mit eigenen Händen mein vielbewundertes Gemahl, um dann schlagende Beweise zu erhalten, daß ich eine Schuldlose gemordet."

Er machte eine Pause und bemühte sich, andrängenden Reueschmerz niederzudrücken.

„Die Qualen meines Schuldbewußtseins, die Raserei meiner Verzweiflung zu beschreiben, ist unmöglich," fuhr er fort. „Das Pfalzgrafenamt gab ich dem Könige zurück und flüchtete ruhelos durch die Lande, beständig verfolgt und gegeißelt durch den Anblick meiner Gudila, wie sie unter meinen Händen starb — die Schuldlose. Wahrscheinlich wäre ich dem Wahnsinn verfallen und im offenen Schlunde der Hölle verschwunden. Aber Gottes Barmherzigkeit war größer, als meine Bosheit. Die Vorsehung führte mich unter die Seelenleitung eines heiligen Mannes, des Erzbischofs Ebbon von Sens. Seine Weisheit, seine liebevollen Trostsprüche wehrten meiner Verzweiflung und wiesen mir den Weg zur Rettung. Durch viele Stellen und Beispiele aus den heiligen Schriften, sowie durch Lehrworte des göttlichen Christ zeigte er mir, daß Gott den reuigen und büßenden Sünder mit offenen Armen zur Vergebung erwartet.

Er sagte: „König David sündigte schwerer als du; denn er war nicht bloß Mörder, sondern auch Ehebrecher. Dennoch verzieh ihm Gott, weil er seine Missetaten bereute und schwerer Buße sich unterzog.“ — Zur Buße war auch ich entschlossen. Ich entsagte der Welt und allen ihren Freuden. Ich baute in dieser Wildnis die Klause, unterwarf mich der strengen Regel des heiligen Benedikt und der Autorität des Abtes von St. Martin. Er gesellte mir einige Brüder seines Klosters bei und gab uns zur Seelenführung einen erleuchteten Priester, den es freut, in dieser Einöde durch Fasten, Gebet und Arbeit in Vereinigung mit Gott zu leben und zu sterben. — — Seit zwölf Jahren büße ich hier mein Vergehen. Den Stolz zwang ich unter das Joch freiwilliger Selbsterniedrigung. Den Pfalzgrafen verpflichtete ich zum Gehorsam gegen den Mönch. Den Mörder strafe ich durch strenge Züchtigungen, durch Nächte auf den Knien, durch scharfe Geißelstreiche und Kasteiungen. Die Tage verfließen in steter Entsagung, in Arbeit und Entbehrung. Daher „das Knochengerüste,“ „die traurige Jammergestalt“ des Mönches, der sich bemüht, das Verbrechen des Pfalzgrafen zu sühnen.“

Eudo war mit lebhaftem Interesse der Schilderung gefolgt.

„Und nun?“ forschte er. „Wandelte sich Gewissenspein in Seelenfrieden?“

„Ja! Der Höllenqualen bin ich ledig. Von dem nagenden Schuldbewußtsein blieb nichts zurück, als die wehmütige Erinnerung an die Meintat. Und diese Wehmut schmerzt nicht, im Gegenteil — sie erhöht die Dankgefühle gegen Gottes Barmherzigkeit und steigert den Seelenfrieden zum höchsten Glück."

Der Herzog saß eine Weile nachdenkend.

„Ich vermute," sprach er endlich, „den gleichen Weg, der Hölle zu entrinnen, könnte auch ein abtrünniger Schurke gehen — meinst du nicht?"

„Ohne Zweifel; denn Gottes Barmherzigkeit ist unendlich. Nur darf es kein Abtrünniger sein am Glauben. Wo der Glaube fehlt, gibt es zur Rettung keinen Weg. Wer sagt dies? Gott selber mit den Worten: „Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet und wird verdammt." Wer nicht glauben will an den göttlichen Christ und seine Lehren, für den gibt es keine Rettung, keine Hilfe, kein Erbarmen — ganz natürlich! Er will ja nicht den Weg beschreiten, der allein zur Rettung führen kann, und dieser Weg ist der Welterlöser, welcher gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, als durch mich." Nicht Geld — nicht Macht — nicht Ansehen — nicht Wissenschaft — nicht Dünkel und Hochmut führen zur Wahrheit und Errettung — sondern nur einzig das demütige Glauben an den Heiland der Welt."

„Wie fremd und mir ganz absonderlich deine Worte klingen! Man merkt, du bist in Wahrheit der Welt abgestorben, weil du nicht redest die Sprache der Welt, sondern wie einer, der mit Gott verkehrt. Was nun den Mann betrifft, den ich meine, so wurde er zwar nicht abtrünnig vom Glauben, jedoch aber nach dem Urteile der Menschen ist er dennoch ein abtrünniger Schurke, weil er seine Tochter dem Ungläubigen zum Weibe gab, in der Absicht, Gunst und Hilfe des Mohrenfürsten zu erkaufen. Dieser Elende hat also sein Kind gleichsam verschachert, sein eigen Fleisch und Blut dem Unglauben überliefert, ist selber ungläubig geworden in seinem Kinde. Ja, kein Zweifel, — ein Schurke — sogar ein am Glauben abtrünniger Schurke!"

„Ich verstehe — du bist dein eigener Richter," sprach in strenger Ruhe der Büßer. „Was im ganzen Reiche bitteres Ärgernis erregte, blieb auch mir nicht unbekannt. Bis herein in diese Einsamkeit drang die Klage: Herzog Eudo von Aquitanien gab dem Mohrenfürsten Othman seine Tochter Lampagia zum Weibe. Wie hat mich dies geschmerzt! Wie habe ich dir gezürnt! Wie habe ich Gottes Erbarmen angefleht zur Rettung meines unglücklichen Freundes! Und des hohen Himmelsherrn strafende Hand zögerte nicht, den Schuldigen durch schwere Heimsuchung zur Besinnung zu bringen."

„Dank für dein wohlgemeintes Gebet, das heute am Flusse Dordogne Erhörung fand, wo meine Macht vernichtet und der Rest meines Heeres in alle Winde zerstreut wurde."

„Wie deine Vasallen mir erzählten, war es ein furchtbares Morden."

„Ja, mörderisch war der Pfeilregen für wehrlose Krieger, nicht aber für den Kämpen in sicherer Stahlrüstung. Wie Hagel aus verderbenschwangeren Wolken niedersaust, so flogen die Pfeile der Mohren auf meine Scharen. Schließlich drohte gänzliche Vernichtung; denn wir waren nahe daran, von anstürmenden Feindesmassen ringsum eingeschlossen zu werden."

„Ringsum eingeschlossen? Wie stark mögen wohl diesmal die Mohren sein?"

„Zahllos wie der Sand am Meere. Unabsehbar sind ihre Scharen. Bis in weite Ferne blitzen im Sonnenlichte die goldenen Halbmonde auf den Spitzen ihrer Banner. — Der schützende Wehrdamm wurde heute durchbrochen. Nun werden die feindlichen Fluten ganz Aquitanien überschwemmen und weiter sich fortwälzen, bis ganz Westfranken dem Halbmond unterworfen und das Kreuz in den Staub getreten ist."

Der Mönch senkte den Kopf und sprach seufzend mit den Worten des Apostel Paulus: „Schrecklich ist es, in die Hand des gerechten Gottes zu fallen!

Wenn das auserwählte Volk der Juden seinem Jehova abtrünnig wurde, Götzen anbetete, durch heidnische Laster sich schändete, dann schickte Gott über das Judenvolk die Philister und überlieferte es in deren Knechtschaft. Fast ebenso verhält es sich in unseren Tagen mit dem Christenvolk in Westfranken. Weil die Bosheit allzu groß geworden und die Verbrechen allzu häufig, darum schickte Gott die Sarazenen, die Vollzieher seines Strafgerichtes. Müssen die abtrünnigen Franken sich krümmen unter den Fußtritten ihrer Bezwinger — erpreßt unmenschliche Tyrannei ihnen Reue ob ihrer Frevel — nötigt sie jammervolles Elend zu Hilferufen um Errettung: — dann wird der göttliche Christ der Reuigen sich erbarmen."

Kopfschüttelnd vernahm Eudo die Rede.

„Du übertreibst," widersprach er. „Es geschehen wohl manche Frevel durch einzelne Bösewichte, doch im allgemeinen ist das Frankenvolk christlich gesinnt — keineswegs abtrünnig von Gott."

„Mein Herz begrüßt freudig die Wahrheit deines Urteils, aber mein Verstand straft dein Urteil Lüge," versetzte der Büßer. „Gute Christen zählt Neustrien sehr viele — aber die Herrschaft in Neustrien führt die Gesetzlosigkeit, der Umsturz christlicher Ordnung durch zügellose Gewalthaber. Bis in die Kirche Gottes hinein herrscht das Verderbnis durch Menschen, die sich anmaßen, Seelenhirten und Bischöfe zu sein, ob-

wohl sie gar nicht geweiht sind, sich jedoch hervortun durch Blutvergießen im Kriege, durch Schlemmerei und sündhaftes Verprassen des Kirchengutes im Frieden. Und die weltlichen Reichsgroßen? Jeder tut, was ihm gefällt, unterdrückt die Schwachen und beraubt sie, fragt nicht nach Recht und gesetzlicher Ordnung. Jeder will in seinem Gau und Lande unbeschränkter Herr sein. Darum hat auch Eudo, der Herzog von Aquitanien, dem Könige abgesagt und seine Unabhängigkeit erklärt, sogar seinen Herrenwillen über Gotteswillen gestellt. Und solche Zustände könnte der Allmächtige straflos fortbestehen lassen?"

„Du kannst recht bitter sein," erwiderte Eudo verdrossen. „Wie konnte ich dem Könige absagen, da Westfranken einen solchen gar nicht besitzt? Chilperich heißt wohl König," fuhr er in steigender Erregung fort, „in Wirklichkeit ist er nur eines Königs Schatten und der gehorsame Knecht seines Hausmaier Karl Martell. Bevor ich meine Selbständigkeit erklärte, besuchte ich den Königshof," sprach er im Tone der Rechtfertigung. — „Was fand ich dort? Einen Schwächling aus dem Herrschergeschlecht der Merovinger — eine Puppe im goldverbrämten Königsgewand. In diesem Chilperich, dachte ich, glimmt kein Funken von Herrschersinn und Tatkraft. Er weiß nicht einmal, daß er weiter nichts ist, als ein Spielball in der Hand seines Hausmaiers Karl Martell. Seine

ganze königliche Machtvollkommenheit besteht darin, König genannt zu werden — auf einem goldenen Stuhl zu sitzen — Bart und Haar nicht zu scheren — fremde Abgesandte zu empfangen, ihnen aber nur zu sagen, was der Hausmaier zu sagen ihm befiehlt. Ebenso lebt er nur von dem, was der Hausmaier Karl zum Leben ihm gibt. Er hat ein Landhaus, nebst einigen Ländereien, und gerade so viel Gesinde, als zur Bestellung seiner Felder notwendig ist. Hier lebt er das ganze Jahr, ißt und trinkt und schläft und wird fett und tut gar nichts. Damit sich aber die Franken von dem Dasein ihres Königs überzeugen können, muß er jedes Jahr, auf seines Herrn Karl Befehl, das Maifeld besuchen. Vor den Augen des Volkes kommt der König gefahren auf einem Wagen, gezogen von vier Ochsen, die ein Knecht mit dem Stachel antreibt. Der Schattenkönig prangt im blau-weißen Mantel, trägt auf dem Kopfe den Goldreif und in der Hand den Zepter, das heißt, einen goldenen Stab, auf dessen Spitze Edelgestein funkelt. Haben die Franken ihren König gesehen und an seinem Anblick sich erfreut, dann empfängt er die üblichen Geschenke, und die Ochsen ziehen ihn wieder nach seinem Maierhof zurück, wo er bis zum Maifeld des nächsten Jahres festsitzt, ißt und trinkt und schläft und gar nichts tut; denn alle Staatsgeschäfte besorgt Karl, der Hausmaier, in des Königs Namen. All dies

bedachte ich. Und solchem Schattenkönig soll der Herzog von Aquitanien botmäßig sein? Wie kann, erwog ich damals, der mächtigste Fürst Neustriens der Puppe des Hausmaiers dienstbar sein? Befreit sich ein Herzog von schimpflicher Abhängigkeit, so kann dies nicht gescholten werden. Chilperich starb zwar vor zwei Jahren, aber sein Nachfolger Theoderich ist wieder nur ein Schattenkönig."[1])

Der Mönch hatte ihn ruhig angehört und saß jetzt einige Minuten schweigend, wohl in der Absicht, Eudos Erregung vorerst erkalten zu lassen.

„Deine Schilderung entspricht leider ganz der Wahrheit," hob er gelassen an. „Das alte Königsgeschlecht der Merovinger ist tief gesunken, gänzlich unfähig zur Regierung eines großen Reiches. So lange jedoch die Franken dem alten Herrscherhause Treue bewahren und keinen anderen König wählen, war nach Recht und Gesetz Chilperich König und ist es jetzt dessen Nachfolger, dem auch der Herzog von Aquitanien Botmäßigkeit und Treue schuldet. Du hast an dir selbst erfahren, daß auch in diesem Falle des Reiches Hausmaier seines Amtes pünktlich waltet. Zweimal bezwang dich Karl Martell im Kriege und führte den felonistischen Herzog zur schuldigen Botmäßigkeit zurück."

[1]) Eginhardi vita Caroli Magni, cap. 1.

Zornig ruhten Eudos flammende Augen auf dem Mönche.

„Bertar, wozu diese Beleidigung?“ rief er drohend. „Beruht auch dermalen meine ganze Macht auf mir allein, auf dem Schwert in meiner Faust — so bin ich doch stark genug, den Schimpf zu rächen.“

„Was denkst du? Wohin verirrst du dich?“ sprach traurig der Büßer. „Dich kränken und beleidigen — ich, der bereit ist, zur Rettung meines Freundes das Leben hinzugeben? Ja, auf Errettung von ewigem Verderben zielte meine Rede! Stolz, Haß und Rache trieben dich zum Blutvergießen. Sogar dein Kind hast du geopfert und einen Bund geschlossen mit dem Sarazenen Othman, auf daß er mit dir kämpfe gegen den Reichshüter Karl Martell. Oh, mein armer Freund, wie bist du umgarnt vom Bösen! Eudo, bedenke doch, wo werden wir beide nach einigen Jahren sein? Hat dann nicht der heilige, allwissende und gerechte Gott über uns das Urteil gesprochen für eine ganze Ewigkeit? Hat nicht der göttliche Christ gewarnt und gesagt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ — Erbarme dich unser, o Gott — sei gnädig uns elenden Sündern!“ schloß er, faltete die Hände, senkte den Kopf herab auf die Brust und saß in tiefer Zerknirschung.

Diese Sprache verstand der Herzog, und sie allein war stark genug, sein stolzes und rauhes Gemüt zu erschüttern. Auch der Anblick des vormals glänzenden Pfalzgrafen, der ihm jetzt in der abgehärmten Gestalt des Büßers gegenüber saß, steigerte noch seine Gemütserschütterung.

„Richte dich auf, grambeschwerter Bertar — vergib meinem Jähzorn die harte Rede! Was ein „abtrünniger Schurke" tun muß, dem Zorn Gottes und dem ewigen Verderben zu entrinnen, lehrt mich dein Beispiel."

„Nein, Eudo, so steht die Sache nicht! Dem Beispiel meiner Geringheit darf der Herzog von Aquitanien nicht folgen. Wiederholt warst du Neustriens Schild und Schwert gegen den Ansturm der Sarazenen und darfst nicht aufhören, es fernerhin zu sein."

„Neustriens Schild und Schwert war ich, — heute wurden beide zerbrochen. Besäße ich auch meine ganze Kriegsstärke, bevor Karl Martell sie schwächte, dennoch könnte ich diesmal dem Ansturm der Mohren nicht wehren. So unzählbar ist ihre Menge, daß auch die gesamte Waffenmacht Westfrankens nicht widerstehen könnte."

Der Mönch nickte beistimmend.

„Ganz richtig!" sprach er, und geisterhaft leuchteten in den tiefen Höhlen seine Augen, indem er mit fester Stimme fortfuhr: „Nur jener Mann wird

Europa aus der Knechtschaft des Halbmondes retten, den Gott dazu berufen hat. Dieser Mann ist der Herzog von Austrasien, der wirkliche Beherrscher des ganzen Frankenreiches, Karl Martell."

Überrascht lauschte der Fürst, und mit weit geöffneten Augen betrachtete er den Büßer.

„Niemand vermag es erfolgreicher, den Retter herbeizurufen, als du. Ohne Verzug eile nach Ostfranken, beschwöre den Herzog Karl, auch in dieser höchsten Not und Gefahr die schwere Pflicht des Reichshüters zu erfüllen."

„Das ist zu viel! Wie kann ich hilfeflehend vor einem Mann erscheinen, der mich wiederholt schwer gedemütigt hat?"

„Deine Demütigung war notwendig und verdient — verzeihe meine Geradheit, lieber Eudo! Und jetzt kannst du vor Gott Buße tun für deinen früheren Stolz, indem du freiwillig, um Gottes und deiner Seele willen dich demütigst."

Der Herzog saß überlegend. Das Überlegen währte lange, wobei innere Kämpfe auf seinem Gesichte sich spiegelten.

Der Mönch erkannte und verstand den ringenden Geisteszustand des Freundes. Dennoch unterbrach er durch kein ermutigendes Wort das Schweigen. Da-

gegen hatte er die Hände gefaltet, saß in sich versenkt und betete.

„Bertar," rief endlich entschlossen der Fürst, „ich trete dem Teufel des Stolzes auf den Kopf und reite nach Austrasien."

„Gott sei Dank!" entgegnete froh der Büßer.

2. Karl Martell.

Pippin von Heristal, der Ahnherr des Kaisers Karl des Großen, war Hausmaier, das heißt, der höchste Staatsbeamte des Reiches der Franken. Siebenundzwanzig Jahre hindurch regierte er unbeschränkt dreihundert Herzogtümer, aus denen das Reich der Franken bestand. Er hatte zwei Weiber, Alpais und Plektrude. Letztere gebar ihm Drogo, den Herzog von Champagne und Burgund, sowie Grimoald, Palastmaier oder Pfalzgraf am Königshofe der Merovinger. Den Grimoald hatte er als seinen Nachfolger bestimmt. Als dieser in der St. Lambertuskirche zu Lüttich ermordet wurde, bezeichnete Pippin seinen Enkel Theudebald, den Knaben Grimoalds, zum Erben seiner Würden und Güter, und zwar unter Vormundschaft Plektrudes, der Großmutter.

Von seinem Weibe Alpais hatte Pippin seinen Sohn Karl, der jedoch bei der Teilung übergangen wurde, weil man die erste Ehe als widerrechtlich betrachtete.

Als nun Pippin im Jahre 714 starb, sperrte Plektrude ihren zum jungen Mann herangewachsenen Stiefsohn Karl zu Köln in einen festen Turm, damit er nicht ihren Enkel, das Kind Theudebald, verdränge und als Sohn Pippins alle ihm gebührenden Rechte beanspruche. Karl war nämlich ein würdiger Sohn seines Vaters, ebenso tatendurstig und heldenkühn wie Pippin, dessen gewaltige Kraft siebenundzwanzig Jahre hindurch alle unbotmäßigen Geister der 300 Herzogtümer in den Schranken gesetzlicher Ordnung hielt und die äußeren Reichsfeinde bezwang. Nun aber konnte der zur Untätigkeit gezwungene Karl nach dem Tode seines Vaters nichts unternehmen.

Auf die Treue der Austrasier oder Ostfranken zu ihrem Enkel Theudebald baute Plektrude felsenfest. Aber die wankelmütigen Neustrier oder Westfranken machten ihr Sorge. Rasch entschlossen zog sie mit starker Gefolgschaft nach Neustrien, um die Großen der westlichen Reichshälfte für ihren Enkel zu gewinnen und zu überreden, das Kind Theudebald als Hausmaier des Königs Dagobert, der selber noch ein Kind war, anzunehmen. Darüber freuten sich die großen Vasallen des königlichen Knaben Dagobert. Nicht über Plektrudes Wunsch freuten sie sich, sondern über die sichere Kunde von dem Tode Pippins, dessen starker Arm bisher die Gesetzlosen und Fehdesüchtigen im Zaume der Ordnung gehalten. Bei Plektrudes

Heimkehr überfielen sie, unter dem Banner des Königs, im Ardenenwalde die Austrasier, von denen nur wenige entkamen. Zur Not rettete die Großmutter ihren Enkel nach Köln, wo er bald darauf starb.

Die Gesamtheit der Dynasten Westfrankens vereinigte sich in einem Bunde zum Umsturze der von Pippin geschaffenen Reichsordnung. Sie schlossen deshalb eine Waffengemeinschaft mit dem heidnischen Friesenkönig Ratbodo gegen die Ostfranken, in der Absicht, Austrasien unter die Oberherrschaft von Neustrien zu zwingen.

Die Ostfranken, ebenso abgeneigt, von einem Weibe wie von den Neustriern sich beherrschen zu lassen, waren uneinig und ohne Führer.

Bei der Kunde von diesen Vorgängen suchte und fand Karl Gelegenheit, aus dem Turmverließ zu entweichen. Er zeigte sich den getreuen Vasallen seines Vaters, die mit Jubel ihn begrüßten und im Verein mit den Großen des Landes zum Herzog der Ostfranken erklärten. In kurzer Frist scharten sich um ihn einige tausend tapfere Rheinfranken, an deren Spitze er den anrückenden Friesen entgegenzog. Ratbodo war nämlich auf dem Marsche nach Köln, um sich mit den Westfranken zu vereinigen, welche genannte Stadt belagerten. Karl schlug die Friesen und zwang sie zur Heimkehr. Bei der Nachricht von der Niederlage Ratbodos hoben die Westfranken die Be-

lagerung auf und machten sich auf den Heimweg. Karl eilte ihnen nach, erreichte sie bei dem Kloster Stablo und bereitete ihnen eine schwere Niederlage.

Infolge dieser Siege wuchs Karls Waffenmacht rasch heran, so daß er eine Heerfahrt nach Westfranken unternehmen konnte. Bei Vincy stellte sich ihm der Feind entgegen. Es entwickelte sich eine blutige Entscheidungsschlacht, in der Karl abermals siegte (718). Immer weiter vordringend, unterwarfen die Sieger das ganze Land bis zur Seine. Den Siegeslauf unterbrach endlich die Kunde von dem Einbruch des wilden Sachsenvolkes in das Ostreich. In Eilmärschen flog Karl heran, schlug die Sachsen und verfolgte sie bis zur Weser.

Diese rasch aufeinanderfolgenden kühnen Waffentaten gewannen Karl den Namen „Martell" oder „Hammer", einen Beinamen, den er mit Recht verdiente; denn wie ein eiserner, mit zermalmender Kraft geschwungener Hammer zerschmetterte er alle Feinde.

Vom Kriegszuge gegen die Sachsen heimgekehrt, öffnete ihm Plektrude Kölns Tore. Sie übergab ihm auch die Schätze seiner Vaters, deren Erbe er nach Theudebalds Tod geworden. In Erinnerung an die erlittene Gefangenschaft mochte Karl seiner Stiefmutter nicht gewogen sein. Plektrude verließ mit ihrer Tochter Pilitrude, der jungen Witwe des baye-

rischen Herzogs Theodoald, ihren bisherigen Wohnsitz in Köln und begab sich an den Hof Grimoalds, des Herzogs von Bayern.

Von den listigen Kniffen der Stiefmutter befreit, widmete sich Karl mit regem Eifer der Wiederaufrichtung staatlicher Ordnung, welche durch den Tod seines Vaters zerfallen war. In Westfranken herrschte die größte Verwirrung und Anarchie. Die Reichsgroßen verachteten den Schattenkönig Chilperich II. und taten, was ihnen beliebte. Den Bestand der Monarchie zu retten und ihr wieder Ansehen zu verschaffen, stellte Martell den Clotar, einen Sohn des Königs Dagobert, als König der Franken auf. Chilperich aber wollte dem Thron nicht entsagen und flüchtete unter den Schutz des mächtigen Herzogs Eudo von Aquitanien, der nach Pippins Tod gewagt hatte, Aquitanien vom Frankenreiche loszureißen und für selbständig zu erklären. Der Schwächling Chilperich hatte nicht einmal den Versuch gewagt, Eudos Felonie zu verhindern. Jetzt rief er des Herzogs Hilfe an gegen Karl Martell und dessen König Clotar. So kam es zum Kriege zwischen Ost- und Westfranken.

Der Hammer, von dem seine Zeitgenossen sagten, er sei schnell wie ein Vogel, verlässig wie Stahl und klug wie eine Schlange, stürmte mit den Ostfranken heran. Bei Soissons kam es im Jahre 719 zur Schlacht, Martell siegte. Chilperich floh mit dem königlichen

Schatze nach Aquitanien. Karl ließ Clotar als König der Franken und sich selbst als dessen Hausmaier ausrufen. Da jedoch Clotar bald starb, so stellte Karl den Antrag, er wolle Chilperich als König anerkennen und mit dem Herzog Eudo Frieden halten, wenn ihn Chilperich als Hausmaier des ganzen Reiches der Franken bestätige. Die zwei Besiegten waren froh, unter solchen Bedingungen Frieden und Sicherheit zu erhalten. Bereits im nächsten Jahre starb Chilperich. Nun wählten die Franken zum König den Theodorich, einen Sohn Dagoberts II.

Für den Hausmaier und Herzog Karl Martell gab es aber keine Ruhe, kein tatenloses Dasein. Die Sachsen überzogen wieder mit Brand und Mord und schauerlichen Verwüstungen Hessen und Thüringen. In barbarischem Fanatismus, sie waren noch Heiden, zerstörten sie allenthalben die bescheidenen Anfänge christlicher Kultur. Die Vordringenden begegneten bald dem heranfliegenden Hammer, welcher die Unholde zusammenschlug und zur Flucht zwang. Beim Anblick der grausigen Verheerungen der Sachsen, die alles Christliche in der Wurzel zu vernichten trachteten, erfaßte den Sieger namenloser, zur Rache entflammender Grimm. In Sachsen einbrechend, verheerte er das Land mit Feuer und Schwert bis zur Werra.

Kaum waren die sächsischen Barbaren gezüchtigt, da fielen heidnische Slawen in Bayern ein, das auch

zum Frankenreiche gehörte. Karl zog in Eilmärschen nach Bayern, schlug die Slawen hinaus und stellte die Ordnung wieder her. Dann gab es für den Hammer Arbeit in Alemannien oder Schwaben, gleichfalls ein Herzogtum des ungeheueren Frankenreiches. Der Hausmaier züchtigte die Empörer, um gleich darauf gegen die heidnischen Friesen zu ziehen. So ging es fort, fünfzehn Jahre hindurch. Zuweilen trafen auf ein Jahr mehrere Kriegszüge. Doch Karl ermüdete nicht, Zerfall und Auflösung des Frankenreiches zu verhindern und mit seinem scharfen Schwert auf der Reichswarte zu stehen.

Bisher kämpfend für das Königtum der Merovinger, wurde ihm jetzt die Riesenaufgabe, ganz Europa zu schirmen gegen die wilde Völkerströmung, welche aus Asien und Afrika herüberflutete. Es galt die Rettung der Christenheit aus drohender Knechtschaft und Vernichtung durch den Halbmond.

Von dem furchtbaren Plane Hashems, des Kalifen von Damaskus, hatte Martell keine Ahnung und von dem neuesten Einbruch der Sarazenen in Westfranken keine Kunde. Er weilte in Köln, wo er den Palast der Frankenkönige bewohnte. Die Herzöge und Gaugrafen des Ostreiches hatte er zu einer Versammlung berufen. Das Reich war nämlich in Gaue eingeteilt, welche durch Grafen verwaltet wurden. Mehrere Gaue bildeten eine Provinz, der ein Herzog vorstand.

Herzöge und Grafen besaßen in ihrem Verwaltungsbereiche die höchste Gewalt in der Rechtspflege, der öffentlichen Sicherheit und des Kriegswesens. Bei Feldzügen waren die Grafen die Anführer der Mannen ihres Gaues und die Herzöge die Befehlshaber sämtlicher Mannen des Landes. Diesmal hatte jedoch Martell die höchsten Beamten nicht berufen, um mit ihnen eine Heerfahrt zu besprechen, sondern zu Beratungen über eine bessere Pflege der öffentlichen Sicherheit und der allgemeinen Wohlfahrt.

Einige Tage vor dieser Versammlung erschienen zu Köln bewaffnete Männer, deren Tracht, finsterer Trotz und wildes Wesen allgemeine Verwunderung erregten. Sie waren in buntgestreifte Röcke von Leinen gekleidet und hatten bis hinauf zu den Knien ihre Füße und Beine mit ledernen Riemen umwickelt. Ihre Bewaffnung bestand in Lanzen und breiten Schwertern, die an eisernen Ketten hingen. Vier von ihnen, wahrscheinlich die vornehmsten, trugen eherne, mit Hörnern geschmückte Helme auf den Köpfen und diese Helmzier steigerte noch das Abschreckende ihrer wilden Erscheinung. Ihre Brust schirmten eiserne Kettenpanzer, und am Rücken hingen starke, mit Büffelleder überzogene und grell bemalte Schilde aus Holz. Die übrigen hatten weder Helme noch Panzer; ihre einzige Wehr bestand im Schilde und ihre Bewaffnung in Schwert und Lanze. Sie alle

saßen auf kleinen, unansehnlichen Pferden, so daß die Füße der hochgewachsenen Reiter fast den Boden berührten. An ihrer Spitze ritt ein Mönch und neben ihm ein Franke in voller Kriegsrüstung. Den Schluß des Zuges bildete ein gutbewaffnetes Geleite, sowie zuletzt einige halbnackte Sklaven, welche dicke Bündel auf den Schultern trugen.

„Ich werde also die Hessen und Sachsen nach der Klosterherberge führen," sagte der Mönch bei einer Kreuzung der Straße. „Euer Edlen möge mich dann wissen lassen, wann ich die Leute vor den erlauchten Herzog bringen soll."

„So mag es sein, wie abgesprochen," entgegnete der Ritter. „Vielleicht wird heute noch der Hammer das sächsische und hessische Eisen schmieden."

Sie trennten sich. Die Hessen und Sachsen folgten mit den Sklaven dem Mönche nach der Klosterherberge. Das bewaffnete Geleite begab sich nach der Pfalz des Herzogs.

Im großen Saale der Königsburg der Merovinger saß Karl, der Hammer, ein Mann im besten Alter; denn er zählte damals 41 Jahre. Bei flüchtigem Anschauen hätte niemand in ihm den Fürsten der Ostfranken, den allzeit siegreichen Helden und den wirklichen Beherrscher des ganzen Reiches der Franken gesucht. Kein fürstliches Diadem zierte sein Haupt, keine goldverbrämte Gewandung, wie sie damals von

Reichsgroßen getragen wurde, umhüllte seine kräftige Gestalt. Die gewöhnliche Männertracht, eine bis zu den Knien reichende Ärmeltunika, mit zwei silbernen Borden der Länge nach besetzt und um die Hüfte gegürtet, kleidete ihn. Die Bekleidung der Beine bestand in Hosen, die unterhalb des Knies gebunden waren, und die Füße bedeckten Halbstiefel. Das Haupthaar war kurz geschnitten, und eine rötlicher Schnurrbart verdeckte teilweise den strengen Zug um den Mund. Über der gebogenen Habichtsnase blitzten zwei durchdringende Augen, deren Ausdruck den kühnen Mut des Helden und die gewaltige Geisteskraft des Herrschers andeutete. Er saß auf dem goldenen Königsstuhl, und kein Merovinger bediente sich jemals würdiger dieses stolzen Sitzes. Die Ausstattung des ungewöhnlich breiten und langgestreckten Saales, die ringsum laufenden vergoldeten, durch einfache Schnitzerei gezierten Bänke, sowie die gemalten Wände, Darstellungen aus der Kriegsgeschichte der Franken, trugen das Gepräge einer rauhen, künstlerischen Formvollendung weit entlegenen Zeit.

Einige Schritte vor dem Fürsten stand der ritterliche Begleiter des Mönches. Er hatte die Rüstung abgelegt und über das Unterkleid einen kurzen Mantel gezogen, der nach damaliger Mode der Vornehmen auf der rechten Schulter mit goldener Spange befestigt war.

„Was Ihr gemeldet, Graf Sandrat, dünkt mir etwas absonderlich," sprach befremdet der Herzog. „Ihr seid doch Gaugraf im Lande der Hessen, habt das Recht und die Macht, schuldige Meintäter zu strafen. Weshalb bringt Ihr also eine Sache vor mich, die Ihr zu schlichten berufen seid?"

„Ganz recht, edler Herzog! Aber das ist ein so verzwickter und gewichtiger Handel, daß ich für klug hielt, den Rat des Bischofs Bonifatius zu befolgen und Eurer Weisheit die Geschichte vorzutragen. Es handelt sich um Dinge, in denen sächsische Adalinge, sächsische Götter, sächsische Menschenfresser, kurz die ganze sächsische Teufelssippschaft ihre Tänze aufführen. Leicht kann es dabei wieder zum Kriege mit den Sachsen kommen. Will mir also in dieser verzwickten Sache die Finger nicht verbrennen und gar nichts verantworten."

„Ihr seid ein vorsichtiger Mann," sprach lächelnd der Fürst. „Ihr seid aber doch nicht Landwart in Sachsen, das gar nicht zum Reiche gehört, sondern in Hessen. Wie möget Ihr demnach eine Sache vor mich bringen, die uns Franken gar nichts angeht?"

„Freilich geht sie uns an, weil hessische Frilinge, die auf ihren Markungen längs der sächsischen Grenze sitzen, in die Geschichte verwickelt sind und auf den starken Beistand der Sachsen pochen."

Jählings verhärtete sich das Mienenspiel Martells und ein greller Blitzstrahl fuhr aus seinen Augen; denn er schöpfte Verdacht.

„Um ein klares Urteil zu gewinnen," sprach er gelassen, „muß ich den Handel genau kennen. Erklärt mir demzufolge ausführlich den Fall."

Graf Sandrat, ein rauher Kriegsmann, tapfer und kühn in der Schlacht, aber nicht geübt im Denken und Darstellen, rieb sich die Stirne.

„Nehmt es nicht ungebührlich, edler Gebieter, wenn ich Dinge nicht erklären kann, die ich nicht verstehe. Ich habe jedoch, auf Anraten des Bischofs Bonifatius, den Mönch Beda mitgebracht, der wird Euch über alles und jedes Auskunft geben können. Beda herbergt mit den Hessen und Sachsen im Kloster und wird auf Eueren Wink erscheinen."

„Gut! Schickt mir ohne Weile den Mönch."

Der Gaugraf verbeugte sich und verließ raschen Schrittes den Saal.

Der Hammer saß nachdenkend.

„Wenn Bonifatius den Fall zur Schlichtung an mich wies, so muß er von großer Bedeutung sein," sprach er vor sich hin. „Abermals ein Kriegszug gegen die Sachsen — jetzt, wo mich ausschließlich Arbeiten für die Wohlfahrt des Ostreiches beschäftigen? Dies wäre nicht nach meinem Sinn."

Der Eintritt Karlmanns, des ältesten der beiden Söhne, welche ihm die erste Gemahlin Rothrude geboren, unterbrach des Herzogs Betrachtungen. Er war der Liebling seines Vaters, ein gar stattlicher junger Mann. Von ungewöhnlicher Körpergröße und starkem Gliederbau, geübt in Führung der Waffen, ausgezeichnet durch Heldenmut und Tapferkeit, dabei edelsinnig und tatendurstig, konnte er Muster und Vorbild der ganzen Ritterschaft sein. Dabei hatte er im Knabenalter in der Klosterschule die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, nebst mannigfachen Kenntnissen in der Religion und Geschichte, kostbare Besitztümer, deren sich kaum ein zweites Fürstenkind des Frankenreiches jener Zeit rühmen konnte. Er hatte die männlich schöne Gesichtsbildung seines Vaters, eine breite, stolze Stirne, eine kühn gebogene Adlernase und zwei große himmelblaue Augen, aus denen das Jugendfeuer der ersten Mannesjahre sprühte. Dagegen fehlte seinem Gesichtsausdruck die kalte, berechnende Strenge des Vaters; denn gutmütige Aufrichtigkeit spiegelten seine Züge.

Beim Anblick Karlmanns lichteten sich die düsteren Wetterwolken auf der Stirne des Hammers.

„Vater, was bedeutet die Ankunft sächsischer Häuptlinge, die gegenwärtig im Kloster herbergen?“

„Wahrscheinlich einen dritten Kriegszug,“ antwortete kurz der Fürst.

„Ha!“ stieß Karlmann hervor, ohne ein weiteres Wort beizufügen. Was er dachte, wie er die Kriegskunde aufnahm, bewies das stramme Aufrichten der reckenhaften Gestalt, das flammende Aufblitzen der Augen und der rasche Griff nach dem Dolche, der ihm am Gürtel hing.

„Nicht wahr, ein Krieg mit den Sachsen wäre ein Leckerbissen für deinen Tatendrang,“ sprach mit Laune der Herzog.

„Gewiß, Vater! Der Sachsen Tapferkeit wird gerühmt. Mit diesen unbändigen Feinden des Ostreiches und der Christenheit möchte ich kämpfen. Werdet Ihr alle Kerntruppen und Vasallen unseres Hauses aufbieten?“

„Beim Aufgebot sind wir noch lange nicht, Herr Feuerbrand! Ob ein zwingender Kriegsfall vorliegt, konnte ich noch nicht beurteilen. Jener fromme Sohn des heiligen Benedikt, der Mönch Beda, wird die notwendigen Aufschlüsse bringen,“ — und er deutete nach der Türe, unter deren Eingang der Herbeigerufene erschien.

Der Name „Beda“ und der Anblick seines Trägers riefen Merkmale staunender Überraschung in Karlmanns Gesicht. Er betrachtete den Mönch und folgte jeder seiner Bewegungen, als schaue er jetzt eine längst von ihm bewunderte Größe.

Nach dem Gebot der Klosterregel, die zur Bescheidenheit verpflichtet, blieb der Benediktiner bei der Türe stehen. Er hatte einen flüchtigen Blick auf den Herzog geworfen, senkte hierauf die Augen und blieb unbeweglich wie eine Bildsäule. Die Hände hatte er in die weiten Ärmel des Ordensgewandes geschoben, die verschlungenen Arme über die Brust gelegt, und den Kopf gebeugt, eine Haltung, die ebenso Unterwürfigkeit, wie Beschaulichkeit versinnlichen konnte. Um den glatt rasierten Schädel zog ein stehen gelassener Haarstreifen, das Sinnbild der Dornenkrone Christi. Das Gesicht war wettergebräunt und von ungewöhnlicher Hagerkeit. Dann war der Körper, vom Halse bis hinab zu den nackten Füßen, in die steife, rauhe Kutte eingeschlossen, so daß die ganze Figur das Gepräge der Armut und Weltentsagung trug.

Karlmann betrachtete Beda mit weitgeöffneten Augen. Sein Mienenspiel des Staunens hatte sich bis zu jenem der Verehrung gesteigert, und leise kam es über seine Lippen: „Welch ein Königssohn!"

Karl Martell, obwohl von Beruf ein siegreicher Heerführer und gewaltiger Bändiger zuchtloser Leute, erkannte dennoch in beschränktem Maße die große Bedeutung und hochwichtige Aufgabe des Mönchswesens für seine Zeit. Es blieb ihm nicht verborgen, daß sein wuchtiger Streithammer und sein scharfes Schwert dort keine bleibende Ordnung schaffen konnten, wo die

Menschen im Dienste heidnischer Barbarei, in ruchlosen Sitten und geradezu unmenschlichen Bräuchen fortlebten. In diesen Gebieten grausiger Verwilderung und Geistesfinsternis konnte nur das himmlische Licht des Evangeliums das Heil wirken, die gesetzlosen Wilden bändigen und die harten Gemüter sänftigen. Darum achtete und schätzte er die Mönche, in denen er die Träger und Verbreiter christlicher Kultur, die einzigen Bezwinger des schauerlichen Götzenwesens fand.

Jetzt ruhte sein Blick einige Sekunden achtungsvoll auf der unscheinbaren Gestalt an der Türe.

„Kommt heran, Bruder Beda!" gebot er in mildem Tone.

Der Gerufene trat rasch vor den Fürsten, kniete nieder, und zwar mit solcher Gewandtheit und Schnelligkeit, daß seine täglichen Übungen im Kniebeugen und Sichniederwerfen ersichtlich wurden. Nachdem er kniend das Gesicht bis zum Boden geneigt, die Klosterregel befolgt und dem mächtigen Beherrscher des Frankenreiches die gebührende Huldigung erwiesen, erhob er sich und richtete den geistvollen Blick seiner klaren Augen erwartend auf den Herzog.

„Ich möchte von Euch erfahren," begann Martell, „was für Leute Ihr nach Köln gebracht — welche Ursachen sie zur Reise bestimmten — in welcher Absicht sie kamen."

„Der Reihe nach will ich, erlauchter Herr, Eure dreifach gegliederte Frage beantworten," versetzte Beda, dessen ruhige Gesichtszüge aufleuchteten. „Ich geleitete hieher aus Sachsen vier Adalinge, aus Hessen vier Frilinge oder freie Männer. Die Sachsen sind Heiden, die Hessen sind Christen. Die Sachsen sind reich an Schalken oder Sklaven, an Wald, Weiden und Viehherden. Sie sind die Stammhäupter oder Fürsten ihrer Gaue, dazu mächtig durch Versippungen und die große Zahl ihrer Schwertmagen oder Waffenverbrüderungen. — Jetzt komme ich zur Ursache ihrer Fahrt nach Köln. Die Sachsen feierten vor einigen Wochen ihren höchsten Göttern, nämlich dem Othin, dem Thor und dem Wodan, ein großes Götzenfest. In ganz Sachsen, in Ostfalen, Engern und Westfalen, wurde dieses Fest begangen. Zu den Opfergaben gehören auch Menschen, welche den Göttern geschlachtet werden. Vorab sind es die reichen Adalinge, die sich durch zahlreiche Menschenopfer hervortun. Haben sie keine Kriegsgefangenen, dann opfern sie Sklaven. Weil sie aber oft die Zahl ihrer eigenen Sklaven nicht mindern wollen, so kaufen sie Sklaven von Händlern, oder sonstwo, um deren Blut auf den Götzenaltären zu vergießen. Dies taten auch die vier Sachsen, welche von den vier Hessen einige Sklaven kauften und sie opferten. Diese schauerliche Sitte der Menschenopfer besteht aber nicht bloß in Sachsen, sondern auch teil-

weise noch in Hessen und Thüringen. Unser ehrwürdiger Bischof Bonifatius schickte deshalb einen Boten nach Rom und fragte den Heiligen Vater, Papst Gregor III., wie er sich jenen getauften Heiden gegenüber zu verhalten habe, welche ihre Sklaven den Heiden verkaufen, um sie den Götzen zu opfern. Darauf antwortete Christi Statthalter auf Erden folgendes: „Du hast ferner mitgeteilt, daß in den dortigen Gegenden unter anderen Verbrechen auch dieses vorkomme, daß manche von den Gläubigen den Heiden ihre Sklaven verkaufen, um sie zu opfern. Wir mahnen dich, Bruder, dies streng zu untersagen und ferner nicht geschehen zu lassen; denn es ist Schandtat und Gottlosigkeit. Lege demnach allen, welche solches Verbrechen begehen, eine gleiche Buße auf, wie dem Mörder."[1]) — Demzufolge waren nach dem Machtgebot Eurer Hoheit die Sklavenverkäufer und Mitschuldige an den Menschenopfern von dem Gaugrafen in Hessen zu strafen, wie Mörder und schwere Verbrecher. Als nun den vier hessischen Frilingen ein Gerichtstag bestimmt werden sollte, da gab es einen großen Lärm in Hessen, wo die Heiden noch in der Mehrzahl sind. Die Heiden zürnen und schmähen, weil die Franken alle Rechte und Freiheiten, sogar das Verfügungsrecht über die

[1]) Brief Gregors an Bonifatius, III bei Külb, Sämtliche Schriften des heiligen Bonifatius, I, 69.

Schalken unterdrücken wollen. Die Sachsen, gar grimmige Christenfeinde, kamen in Wut und Aufruhr, weil die Franken beabsichtigten, ihre Götter zu vertreiben, dem Christengott allein die Herrschaft zu erstreiten, und alte Vätersitten, Götzenfeste und Bräuche auszurotten. Die Erbitterung in Sachsen wird immer größer. Schon erheben sich Stimmen zum Rachekrieg. Angesichts dieser drohenden Bewegung riet Bischof Bonifatius dem Gaugrafen Sandrat, die Vorladung zu unterlassen, und die Entscheidung des Falles vor das Gericht des Herzogs zu bringen. Weil der Graf die Macht der betreffenden Adalinge in Sachsen kennt, und auch das Ansehen der vier Frilinge in Hessen, und weil ihm die Sache höchst folgenschwer und bedrohlich erschien, so fand er den Rat des Bischofs klug. Er verständigte die Hessen, und diese eilten nach Sachsen, um die vier Adalinge um Beistand zu bitten und als Zeugen ihrer Schuldlosigkeit. — Die Absicht der Hessen geht also dahin, ihre Straflosigkeit zu beweisen, hiebei sind die Sachsen ihre Eideshelfer. — Unser ehrwürdiger Vater Bonifatius bedauert sehr, die Schuldigen hierher nicht begleiten zu können, weil er bereits den Termin festgesetzt hatte zur Einweihung der Kirche und des Klosters zu Hamanaburg. Er wird aber morgen, oder höchstens übermorgen hier eintreffen, um Eurer Hoheit mit seinen Kenntnissen im Lande der Hessen und Sachsen zu dienen."

Karl Martell hatte aufmerksam den Bericht angehört. Jetzt ging es wie dräuendes Wettergewölk über sein Gesicht.

„Das Ganze ist ein von den Sachsen erdachtes Trugspiel," sprach er: „Ihre unersättliche Raubgier und ihr Christenhaß treiben sie wieder zum Kriege. Damit der Raubzug ein Rachekrieg des gesamten Sachsenvolkes werde, haben sie ihre Götzen mit der Sache verquickt. Ihre Weiha werden durch ganz Sachsen das Volk verhetzen und sagen, es handle sich um Väterglauben, um Freiheit und Väterssitte, — um Untergang und Vernichtung der Götter. — — Sandrat hat recht, — ein verzwickter Handel, — mir gegenwärtig gar nicht erfreulich."

Er schwieg und saß nachdenkend.

„Die hessischen Christen begreife ich nicht," unterbrach er das Schweigen. „Wie können sie Mitschuldige an heidnischen Greueln und Menschenopfern werden? Bischof Bonifatius scheint ohne vorausgegangene hinreichende Belehrung die Heiden in Hessen zu taufen."

Der Tadel traf den Mönch mit solcher Wucht, daß er sich entfärbte und den Beherrscher des Frankenreiches entsetzt anstarrte.

„Oh — oh — ich bitte demütig Eure Herrlichkeit, den heiligen Mann nicht zu beschuldigen!" flehte er mit gehobenen Händen. „Bischof Bonifatius ist der gute Hirt, der sein Leben täglich einsetzt, zur Rettung

der Verirrten und Verlorenen. Alle Kräfte seines Geistes und Leibes bietet er auf, zur Belehrung und Bekehrung der Heiden. Und Gott ist mit seinem getreuen Knecht, durch den er viele Wunder wirkt."

„Wunder — viele Wunder? Davon hörte ich nichts," unterbrach ihn Martell. „Wohl hat auf sein Gebet ein furchtbarer Wirbelsturm die ungeheuere Donnereiche bei Geismar, das größte Heiligtum der Heiden, zum Entsetzen der Hessen zerstört. Dies mag als Wunder gelten. Ihr habt jedoch von vielen Wundern gesprochen."

„Ja, sehr viele und weit größere Wunder!" versicherte Beda, aus dessen Augen die Empfindung höchster Bewunderung und Verehrung leuchtete. „Das Wunder an Donars Rieseneiche bedeutet wenig im Vergleiche zu den zahlreichen Wundern am Volke der Hessen. Durch Gottes Gnade ist er ein kenntnisreicher heilwirkender Arzt, der alle Gebrechen kranker Seelen beseitigt, indem er inwendig schneidet, inwendig salbt, inwendig heilt. In solcher Weise behandelt er alle, mögen sie lahm sein durch Unglauben, — oder blind durch Unwissenheit, — oder taub durch Hartherzigkeit, — oder stumm durch Unkenntnis des Gesetzes, — oder schwindsüchtig durch Geiz, — oder aussätzig durch Verleumdung, — oder herzkrank durch Neid, — oder stinkend durch Wollust, — oder magenkrank durch Gefräßigkeit, — oder gallsüchtig durch Unmäßigkeit,

— oder wassersüchtig durch Völlerei, — oder mochte die arme Seele mit irgendeiner anderen Seuche behaftet sein. Ebenso gibt er jenen, welche der Zorn wahnsinnig, der Haß verrückt, die Unfrömmigkeit toll, der Stolz fallsüchtig, die Trägheit schlafsüchtig oder irgendein geistiges Leiden elend macht, sowohl durch die Chirurgie der Buße, wie auch durch die Bähung des Trostes die Gesundheit wieder. Alle diese Krankheiten verderben sicherlich Leib und Seele und ziehen den Menschen von Gott, weshalb der Seelenarzt Bonifatius mit vollem Recht ein ausgezeichneter Wundertäter genannt werden kann."[1])

Mit Befriedigung vernahm Martell die begeisterte Lobrede auf einen Mann, den er hochschätzte.

„Ihr habt nach der Wahrheit geredet, Bruder Beda! Konnte Bonifatius manche getaufte Heiden nicht zu guten Christen machen, so verdient er deshalb keinen Vorwurf, und meine vorige Einwendung erscheint voreilig. Auch Judas Iskariot, der Apostel, hörte täglich die Lehrworte des göttlichen Christ und sah dessen Wundertaten, — dennoch blieb er ein Bösewicht. — Der bevorstehenden Ankunft des Bischofes bin ich froh."

Der rasche Eintritt Pippins, des zweiten Sohnes Martells, unterbrach die Fortsetzung des Gegenstandes.

[1]) Vita S. Bonifacii; Acta Antwerp. Tom. I, pag. 477 sq.

Der Jüngling stürmte auf den Vater los und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr, welche das größte Erstaunen des Fürsten erregten.

„Was fällt dir ein? Wie ist das möglich?“ stieß Karl hervor.

„Was ich gesehen und gehört, habe ich gemeldet,“ antwortete Pippin.

Jetzt schnellte der Hammer empor, tat einige rasche Schritte nach der Türe, blieb dann stehen und wandte sich nach dem Mönche.

„Morgen früh um acht Uhr stellt die Hessen und Sachsen vor mich zum Verhör!“ rief er im Tone des Befehles und verließ mit Pippin den Saal.

Während das Benehmen des Herzogs den Benediktiner befremdete, machte es auf Karlmann, der an ähnliche Vorgänge gewöhnt sein mochte, nicht den mindesten Eindruck. Sein ganzes Interesse galt der Persönlichkeit Bedas, dem er jetzt achtungsvoll näher trat.

„Ehrwürdiger Mann, setzt Euch hier neben mich auf die Bank!“ sprach er freundlich. „Ich bin Karlmann, der älteste Sohn des Herzogs von Ostfranken. Ich möchte Euch über manche Dinge ausforschen, das heißt, Belehrung von Euch erhalten über vieles, das ich nicht weiß, aber doch wissen sollte.“

„Es würde mich freuen, Herr Karlmann, wenn mein geringes Wissen Euch dienen könnte,“ erwiderte

Beda, indem er sich an der Seite des jungen Fürsten niederließ.

„Ihr redet zwar geläufig die teutonische Sprache, welche seit dem starken Walten meines Großvaters Pippin die herrschende geworden im ganzen Reiche der Franken. Dennoch verrät Eure Ausdrucksweise, daß Ihr kein Teutone seid. Darf ich zunächst über Euer Herkommen Näheres erfahren?"

Wahrscheinlich stellte er nur deshalb die Frage, um den „Königssohn" aus der rauhen Kutte des unscheinbaren Mönches hervorzulocken. Er täuschte sich.

„Ich bin aus Schottland, wurde aber im Kloster von St. Peter und St. Paul zu Wirmuth, in England, erzogen und herangebildet. Bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre wurde ich in den freien Künsten unterrichtet, zu denen neben Grammatik, Rhetorik und Dialektik, auch Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik gehören. Dann wurde ich in das Heiligtum der Theologie eingeführt, wo ich bis zum zweiunddreißigsten Lebensjahre lernend zu den Füßen des Meisters aller Wissenschaften saß, des ehrwürdigen Magisters Beda, dessen Namen ich bei der Priesterweihe annehmen durfte; denn mein Taufname ist Wunibald. Als nun der ehrwürdige Bischof Bonifatius unserem Abte schrieb, die Ernte in Deutschland sei zwar groß, der Arbeiter jedoch sehr wenige, zur Be-

kehrung der Heiden und zum gründlichen Unterrichten der Getauften, da wurde ich mit den vorzüglichen Männern Burchard, Lullus, Witto und Willibald von unserem Abte nach Deutschland geschickt. Seit zwei Jahren bin ich auf dem Missionsgebiete in Hessen und Thüringen bemüht, für mich und andere das Himmelreich zu erstreiten."[1])

Während dieser biographischen Skizze betrachtete Karlmann mit Staunen den Mönch, zu dessen wissenschaftlicher Ausbildung und opferwilliger Entsagung er bewundernd emporsah.

„Ihr habt Euer Vaterland, vielleicht auch den Glanz hoher Geburt, die wonnige Stille des Klosters und alles verlassen, um in der Wildnis Euch fast unerträglichen Mühsalen zu unterwerfen und barbarische Heidenleute für die Lehren des göttlichen Christ zu gewinnen, — das ist gar edel und groß!" rühmte Karlmann. „Ich ahne Eure vielfachen Leiden und Seelenkümmernisse beim Anblick schauerlicher Sitten und Meintaten der Heiden. Ich besitze zwar einige Kenntnis von den Greueln des Götzenwesens und von grausigen Bräuchen der Barbaren, dennoch ist mein Wissen dürftig, vielleicht teilweise irrtümlich. So wage ich kaum die Sage zu glauben, daß die deutschen Heiden auch Menschenfresser seien."

---

[1]) Othlonis vita St. Bonifacii, XXV.

„Leider sind sie es!" bestätigte traurig der Mönch. „Sehr alt sind diese schauerlichen Sitten; denn schon der Geschichtsschreiber Diodoros siculos, der ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und der römische Historiker Tacitus berichten hievon.[1]) Nicht bloß in Sachsen, das noch gänzlich in der Finsternis des Heidentums schmachtet, sondern auch in Hessen, Thüringen und Friesland, wo es schon viele Christen gibt, opfern die Götzenpriester Menschen. Handelt es sich um einen geplanten Kriegszug, dann opfern sie Kriegsgefangene früherer Kriege. Hiebei verkünden die Weiha aus den Zuckungen der Opfer und aus den Strömungen des Blutes der Unglücklichen die Zukunft, das Gelingen oder Mißlingen des Feldzuges. Neben diesen Freveln der Menschenopfer und des Menschenfraßes bestehen noch andere Sitten, die nicht minder abscheulich sind. Da nach ihrem heidnischen Wahn alle Menschen, die eines natürlichen Todes sterben, zu ewigen Strafen in der Hela verdammt werden, so

[1]) Noch im achten Jahrhundert bestand in Sachsen die Sitte der Menschenopfer und des Menschenfraßes. Im Jahre 785 befahl Kaiser Karl, der Große, durch das Kapitulare von Paderborn: „Wer einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischer Weise den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll des Todes sterben. — Wenn jemand, vom Teufel berückt, nach heidnischer Weise glaubt, ein Mann oder eine Frau sei eine Hexe und verzehre Menschen, und sie darum verbrennt, und ihr Fleisch zum essen gibt oder selber es ißt, der soll mit dem Tode bestraft werden". Eginhardi Annales a. a. 785.

besteht der Brauch, alte oder gebrechliche Leute in Sümpfen zu ersticken oder an Bäumen aufzuhängen. Mit Grausamkeit verfahren sie gegen ihre Schalke oder Sklaven, die sie im Zorn mißhandeln, ihnen Nasen, Ohren und Hände abschneiden oder sie totschlagen. Und sie selber, die Adalinge und Frilinge, sind die Sklaven ihrer Laster und Leidenschaften. Sie frönen der Trunksucht, der Raubgier, dem Hasse, dem Blutdurst und sind beherrscht von höllischen Geistern des Aberglaubens und der Zauberei. Hexen gibt es eine Menge, und häufig werden diese lebendig verbrannt und aufgefressen. Ein Volk, das in solcher Finsternis, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit schmachtet, kann nicht durch Menschenkräfte, sondern nur durch das Wirken göttlicher Allmacht gerettet werden. Seit vielen Jahrhunderten mögen die Germanen in Finsternis und Todesschatten sitzen, seufzend unter dem Joche greulicher Sitten, bis ihnen Christus, das Licht der Welt, Wahrheit, Freiheit und Erlösung bringt."

„Bin gleicher Meinung," bestätigte Karlmann. „Werden jemals die deutschen Stämme jenseits des Rheines aus den Abgründen des Heidentums emporsteigen zum Lichte der Wahrheit und christlicher Gesittung?"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und seine Barmherzigkeit ist ebenso unendlich, wie seine Allmacht," versetzte der Mönch. „Wer weiß, vielleicht sind die

heidnischen Frevler vor Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit weniger schuldig, als jene Christen, die ohne Scheu Gottes und der Kirche Gebote übertreten."

Karlmann dachte an das eigenmächtige, viel getadelte Verfahren seines Vaters gegen die Kirche und blickte den Mönch scharf an.

„Wie meint Ihr das? Auf was spielt Ihr an?"

„Meine Rede enthält keine Anspielung, sondern nur eine auf Tatsachen der Bibel beruhende Bemerkung. Erinnert Euch, edler Herr, daß die argen Götzendiener von Ninive Gnade fanden vor Gott, weil sie auf die Predigt des Propheten Jonas hörten und Buße taten. Das Volk Gottes aber, die Juden, fand keine Gnade vor dem Herrn, weil ihre Schuld und Bosheit viel größer waren; denn sie hörten die Predigten des göttlichen Christ, sahen dessen Wunderwerke und blieben dennoch verstockt, — einzelne ausgenommen. Darum verfielen die Juden dem göttlichen Strafgericht, sie wurden nach allen Winden zerstreut und hörten auf, ein Volk zu sein. Die deutschen Heiden aber sind geboren in Geistesfinsternis. Durch Menschenopfer und andere Verbrechen wähnen sie, Gott zu dienen. Was wir nach christlichen Begriffen Lastertaten und Frevel nennen, sind nach ihren Vorstellungen rühmliche Eigenschaften. Blutdurst, Befriedigung der Mordgier, wüste Ausschweifungen, Werke des Hasses und der Rache, sind ihnen löbliche Beweise von Mann-

haftigkeit. So wird Gott, wie der ehrwürdige Bischof Bonifatius gar oft sagt, den Irrenden Barmherzigkeit erweisen. Die Deutschen, sagt er, besitzen manche Vorzüge vor anderen Nationen. Jetzt zwar, erklärt er, befehden sich die deutschen Stämme untereinander. Sie finden Ehre und Ruhm im Blutvergießen durch endlose Bruderkriege. Wenn aber einmal die deutschen Stämme in unserer heiligen Kirche zu einem einzigen Volke vereinigt und alle Kinder derselben Mutter sind, dann wird ihre angeborene Tapferkeit glänzende Heldentaten vollbringen im Kampfe gegen das Böse und im Erstreiten der Tugend."

„Wie hübsch das klingt," rief Karlmann. „Möge die Weissagung des heiligen Mannes Bonifatius in Erfüllung gehen. Was Ihr dagegen angedroht, möge sich an den Deutschen niemals erfüllen."

„Wie meint Ihr, edler Herr? Was hätte ich den Deutschen angedroht?"

„Gottes Strafgericht, — ja, dies habt Ihr getan! Den Heidenleuten in Ninive war Gott barmherzig, weil sie Buße taten, sobald sie des Jonas Predigt vernahmen. Dem Judenvolke war Gott ein schrecklicher Richter und Vernichter, weil sie die Offenbarung hatten, aber nicht derselben gemäß lebten, auf die Mahnungen des göttlichen Christ nicht hörten. Erhalten die Deutschen Gottes Offenbarung, werden sie ein Volk durch die Kirche, fallen aber dann ab vom

christlichen Glauben, dann muß auch sie, nach Eurer Drohung, dieselbe Vernichtung treffen, gleich den Juden. Ja, so mußte es kommen; denn Gott ist unveränderlich und hat nicht zweierlei Maß und Richtscheit beim Urteil."

Der Schüler des berühmten Magisters Beda betrachtete mit einiger Überraschung die Geistesarbeit des Fürstensohnes.

„Eure Schlüsse sind richtig, Herr Karlmann, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch die Prämissen identisch sind."

„Was Ihr da sagt, verstehe ich nicht. Ich bin kein Mönch, kein Träger der Wissenschaft, sondern ein Träger von Wehr und Waffen. Demnach seid so gefällig, Eure Worte nach meinem Unverstand zu richten."

„Ich bitte Euer Edlen um Verzeihung, weil ich nach der Redeweise der Schule gesprochen habe," versetzte bescheiden der Mönch. „Euer Schluß, gegründet auf Gottes unveränderliche Gerechtigkeit, muß gelten, wenn Schuld und Strafbarkeit der Juden und der Deutschen gleich sind. Haben die Deutschen das Christentum angenommen, fallen aber in ferner Zukunft wieder davon ab, werden ungläubig, oder neue Heiden, dann sind sie strafbar. Ob jedoch ihre Schuld und Strafbarkeit ebenso groß ist, wie jene der Juden, zu denen der Welterlöser gesprochen hat: ‚Wenn ihr meinen

Worten nicht glauben wollt, so glaubet meinen Werken,' — so kann dies kein Mensch, sondern nur der Allwissende richtig beurteilen."

„Dies verstehe ich! Dank für die Belehrung, ehrwürdiger Mann!"

Beda erhob sich.

„Die Kompletzeit ist nahe. Gestattet, edler Herr, daß ich zum Chorgebet in die Kirche gehe, um nach der Regel unseres Heiligen Vaters Benedikt mit meinen Brüdern die Psalmen und Hymnen der Tageszeit zu singen."

Karlmann geleitete ihn durch den Palast bis zum Tore.

„Weidlich freut es mich, Euch kennen zu lernen, ehrwürdiger Mann! Gedenket zuweilen meiner vor Gott, auf daß ich, Abwege meidend, den geraden Weg zum ewigen Heile gehe."

„Deo gratias!" antwortete Beda und schied nach tiefer Verbeugung.

Die Persönlichkeit des Benediktiners hatte auf Karlmann einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß er, was bei einem so jungen Manne ungewöhnlich, in ernstem Nachdenken langsamen Ganges die Räume durchschritt, um sich nach seiner Kammer zu begeben, die er mit Pippin gemeinsam bewohnte.

Pippin mochte die Rückkehr des Bruders erwarten. Sooft durch den an der Kammer vorüberführenden Korridor schwere Schritte dröhnten, saß er aufhorchend, die Augen erwartungsvoll auf die Türe gerichtet. Jedesmal spiegelte sich in seinen Zügen Verdruß, wenn nicht Karlmanns hohe Gestalt unter dem Eingang erschien. Obwohl von unscheinbarem Äußern, darum auch Pippin der Kleine genannt, war er dennoch berufen, in der Weltgeschichte eine große Rolle zu spielen. Was sein Vater und Großvater als Majores Domus und Beherrscher des Frankenreiches nicht gewagt, das vollbrachte Pippin. Er befreite den Königsthron von dem unfähigen, verkommenen Geschlechte der Merovinger. Nach einer langen Reihe von Siegen über alle Feinde des Reiches, nach vielen Beweisen seltener Staatsklugheit und Tatkraft, ergriff er selber das Zepter und ließ sich zum Könige der Franken salben. Er wurde zugleich der Vater eines der genialsten und gewaltigsten Männer der Weltgeschichte, des Kaisers Karl des Großen, unter dessen Regierung das Reich der Franken zum höchsten Glanz des Ansehens und der Macht emporstieg. Jetzt schon zeigte der noch nicht dem Jünglingsalter entwachsene Pippin eine Eigenart, die ungewöhnliches von dem künftigen Mann erwarten ließ. Im Gegensatz zur herkömmlichen Leichtlebigkeit der Jugend und dem Hang zu Spielen und Vergnügungen, erschien er männlich ernst

und geistig angeregt, allen Dingen, die in seinen Gesichtskreis hereintraten, auf den Grund zu sehen. Die Waffenspiele übte er nicht als belustigenden Zeitvertreib, sondern als notwendige Vorbereitungen zum wirksamen Gebrauche der Waffen. Beim Unterricht in den Anfangsgründen des Wissens, in Religion und Geschichte, war der Knabe sehr fleißig in der Lösung gestellter Aufgaben, und fast unersättlich lernbegierig. Die freimütige Geradheit und Offenheit teilte er nicht mit seinem älteren Bruder. Sein Reden war spärlich und knapp, seine Verschlossenheit vollendet. Nur Karlmann gegenüber, den er brüderlich liebte, öffneten sich die innersten Falten seines Herzens. Als dieser jetzt eintrat, empfing ihn Pippin mit aufleuchtenden Blicken. Den Mund bereits zur Aussprache öffnend, schlossen sich sofort die Lippen, als er die ungewöhnliche und gedankenvolle Haltung des Bruders bemerkte. Er blieb unbeweglich sitzen, mit Verwunderung Karlmann beobachtend, der wie geistesabwesend in der gedehnten Kammer hin und her ging. Endlich blieb er vor Pippin stehen, ihn mit Augen betrachtend, deren Blick nicht nach außen, sondern nach innen ging. Jetzt erhob sich der Kleine.

„Bruder, was ist dir? Du siehst mich zwar an, aber ich merke, daß du mich gar nicht siehst."

Beim Klange der Stimme schaute Karlmann auf, wie ein Erwachender.

„Ganz richtig, mein guter Junge! Vor allzu vielem Sehen übersah ich meinen lieben, treuen Pippin. Ja, du hast einen Hellsehenden aufgeweckt!"

„Hellsehenden — was ist das?"

„Hellsehende sind solche Leute, die zu schlafen scheinen und in diesem Zustande Dinge sehen, die von wachenden Leuten nicht gesehen werden. Nun sah auch ich Dinge, von denen ich machend wir nichts träumen ließ."

„Was hast du gesehen?"

„Was du nicht begreifst," antwortete Karlmann, indem er sich neben Pippin auf der Bank niederließ.

„Nicht begreifen?" wiederholte Pippin im Tone leisen Vorwurfs. „Ich bin klein, — du bist groß. Unser Vater nennt mich im Schwank Pippin, der Kleine, — dich nennt er Goliath, der Riese. Dennoch war der kleine Hirtenknabe David klüger, als der Riese Goliath. Laß mich hören, was du gesehen? Dann urteile, ob ich zum Begreifen geistesschwach oder geistesstark bin."

„Dieser Stein aus der Schleuder deines Witzes hat getroffen, — ich bekenne mich besiegt," scherzte Karlmann. „Nun höre und versuche, das Gehörte zu verstehen. — Du hast doch den Mönch Beda gesehen, — wie fandest du ihn?"

„Gar nichts Besonderes fand ich an ihm. Er ist ein Benediktiner, wie jeder andere Mönch."

„Und ich sehe denselben Mann im Glanze unvergleichlicher Hoheit und Heldengröße. Dieser Beda ist ein schottischer Königssohn. Er hat es mir zwar nicht gesagt, ich weiß es aber durch Bonifatius. Zugleich gebot mir der Bischof, diesen Umstand geheim zu halten, damit jedermann den Beda nur für das halte, was er an ihm sieht."

„Wie ich es tat, und mich irrte. Eines Königs Sohn ist er? Dafür hab' ich ihn nicht angesehen. Mein Lehrer hat recht: Man kann im Reden und Urteilen nicht vorsichtig genug sein," sprach der Kleine mit großem Ernst und altväterlicher Miene, die sein jugendliches Gesicht komisch zierte. „Du hast von Bedas Hoheit und Heldengröße gesprochen, — zeige sie mir!"

„Zuerst eine Frage. Wen hältst du für den größten Helden in der Weltgeschichte?"

„Das ist der Griechenkönig Alexander, weil er in zehn Jahren alle Völker der Erde besiegte und seiner Botmäßigkeit unterwarf."

„Dennoch ist der Weltbezwinger Alexander neben Beda ein geringer Mensch," versicherte Karlmann im Tone fester Überzeugung. „Die Kunst des Siegens über andere verstand jener Grieche, er selbst aber war ein Sklave niederer Leidenschaften, nämlich unersättlicher Eroberungsgier, — abschreckender Grausamkeit, — wüster Schwelgerei, — häßlicher Trunksucht. Wie

kann ein glücklicher Schlachtenlenker, schmachtend in Ketten der Sklaverei, ein bewunderungswürdiger Held sein? Hätte er auch tausend Siege errungen, seine Schmach in Dienstbarkeit der Laster macht ihn verächtlich."

Karlmann hatte sich erhoben, stramm stand seine Hünengestalt vor den Kleinen, der verwundert die Rede vernahm.

„Jetzt richte deinen Blick auf Beda!" fuhr er begeistert fort. „Siehe, da ist ein glorreicher Held! Obwohl der Sohn eines Königs, ergab sich der Jüngling doch nicht eitelen Freuden, von der Welt ihm dargeboten. Auf Hohes war sein Sinn gerichtet. Viele Jahre saß er fleißig lernend in der Klosterschule. Mit jedem Jahre stieg er höher auf den Stufen der Wissenschaft, bis ihn der berühmte Magister Beda auf den Gipfel der Gelehrsamkeit emporgeleitete. Und als der Königssohn die Priesterweihe und das Ordensgewand empfing, da gelobte er dem hohen Himmelsherrn Treue bis in den Tod, dazu Armut, Gehorsam und ewige Keuschheit. Betrachte ihn auf dieser Höhe! Jetzt schon steht er hoch über Alexander, welcher das Laster liebt, das Blutvergießen und auf den Schlachtfeldern seiner Hoffart zahllose Menschenopfer bringt. Groß erscheint Beda, weil er sich selbst bezwang und als Freier herrscht über niedere Naturtriebe. Klein erscheint der Eroberer Alexander, unfrei und schlecht, weil er wohl andere aber sich selbst nicht bezwang, es

vorzog, unter dem schmachvollen Joche häßlicher Eigenschaften ein Sklavenleben zu führen. — Und Beda? Immer höher stieg er auf der Bahn zur wahren Größe. Seine traute Heimat verließ er, um jenen Unglücklichen das Licht des Evangeliums zu bringen, die in geistiger Finsternis schmachten. Er kam in die endlosen Wälder Deutschlands, zu rohen, wilden Leuten, um ihnen den göttlichen Christ zu predigen, die Verlorenen für die Ewigkeit zu retten. Täglich unterzieht er sich Mühsalen, stets droht ihm Gefahr, von blinden Heiden erschlagen zu werden. Er lebt in äußerster Armut, in Hunger und Nöten allerart, ist oft ohne Obdach bei Nacht und ohne Schutz gegen streifende Raubtiere. Doch niemals ist er ohne Mut und Bereitwilligkeit, alle Kräfte und sein Leben zu opfern im Dienste seines Herrn. Stelle neben diesen heiligen Mann den ausschweifenden, lasterhaften Alexander. Vergleiche und wäge, wer von beiden ein Held ist."

Er wandte sich und durchschritt die Kammer, den Gedankengang weiter verfolgend.

Pippin hatte den Bruder aufmerksam angehört, wobei sein Mienenspiel steigende Verwunderung ausdrückte. Vieles mochte ihm unverständlich sein, trotzdem stellte er keine Frage, fortwährend Karlmann beobachtend.

„Nun, Pippin, ganz stumm? Du hast mich doch begriffen?"

„Nein, gewiß nicht! Dermalen kommst du mir vor, wie ein Fremdling, den ich jetzt zum ersten Male sehe und höre."

„Fast dasselbe dachte ich von mir selbst," bekannte Karlmann. „Der Verkehr mit Beda weckte in mir einen Menschen, von dem ich bisher nichts wußte. Beinahe kommt es mir vor, es sei von ihm ein Feuer ausgegangen, das in mir brennbare Stoffe fand, — ein Licht, das mein Innerstes erleuchtete. Wie sonderbar! Du hättest ihn genau betrachten sollen, den im harten Berufsleben des Missionärs aufgeriebenen Mönch, — in der rauhen Kutte ein Wesen ohne Fleisch und Bein. Und dann hättest du ihn hören sollen, wie und was er spricht. Ich habe seinen Worten gelauscht, und diese klangen noch in mir fort, nachdem ich von ihm geschieden. Immer edler und herrlicher stand er vor mir. Beim geistigen Anschauen dieses Helden wurde meine Bewunderung immer größer, — fortgerissen wurde ich von Gedanken und Betrachtungen, die sich meiner bemächtigten. So kam ich wie ein im Schlafe Hellsehender hieher, wo deine Stimme mich aufweckte."[1])

Pippin schüttelte mißvergnügt den Kopf.

[1]) Dieser auf das Höchste gerichtete Zug im Wesen Karlmanns war es, der ihn später bestimmte, der Herrschaft über das Ostreich zu entsagen und ein demütiger Mönch in Montekasino zu werden.

„Karlo, was du gesagt und gerühmt, will mir gar nicht behagen. Beda mag ein heiliger Mann sein, — doch wir Heristaler sind nicht dazu geschaffen, durch Beten, Fasten und Gehorchen das Himmelreich zu erstreiten. Vielmehr ist es unsere Aufgabe, mit Schwert und Streithammer alle Feinde von Recht und Ordnung niederzuschmettern, wie der Vater oftmals sagt. Hunderttausend Helden von Bedas Art könnten den Ansturm der Mohren nicht abwehren. Gegen solche Feinde hilft nicht die Heiligkeit, sondern nur das Eisen. Weil mir aber zur Wehrhaftigkeit noch zwei Jahre fehlen, darum muß ich wieder tatlos daheim bleiben, während du mit den Helden in den Krieg ziehst."

„Von was sprichst du? Ich verstehe dich nicht."

„Ich habe hier auf dich gewartet, um dir Kunde zu melden. Wie du jedoch als hellsehender Nachtwandler hereinkamst, und darauf ganz absonderliche Reden führtest, da vergaß ich die Mär. Du hast doch gesehen, wie ich in den Saal stürmte, dem Vater einige Worte in das Ohr raunte."

„Welche Worte?"

„Herzog Eudo von Aquitanien ist da."

„Was?" rief Karlmann erstaunt. „Weshalb kam er?"

„Er bittet um Hilfe gegen die Mohren, die mit großer Macht in Neustrien einbrachen."

„Ha!“ stieß Karlmann hervor, indem er vom Sitze sprang. „Die Sarazenen wieder im Westreiche, — dazu mit großer Macht, — der Herzog von Aquitanien aber in Köln, — was heißt das? Warum treibt er die Christenfeinde nicht über die Pyrenäen zurück?“

„Er stritt mannhaft gegen sie, wurde jedoch vollständig geschlagen, seine ganze Macht vernichtet. Diesmal sei die Menge der Mohren unzählbar, wie der Sand am Gestade des Meeres. Ganz Westfranken sei verloren, rettungslos dem Halbmond verfallen, wenn wir Ostfranken keine Hilfe bringen.“

Glühenden Gesichtes, mit weit geöffneten flammenden Augen vernahm Karlmann die Kunde.

„Und der Vater? Was sagt er?“

„Ich weiß es nicht. Was ich dir erzählte, sagte mir Eudo, bevor ich ihn anmeldete. Schon eine gute Weile sitzt der Vater mit dem Herzog in der Kammer, vor deren Türe im Gang eine Wache steht.“

„Die Sarazenen siegreich in Neustrien, und wir sitzen hier tatlos!“ rief Karlmann, das Zimmer umkreisend, wie ein ergrimmter Löwe seinen Zwinger.

„Ohne Verzug müssen unsere Renner nach allen Gauen des Ostreiches fliegen, den ganzen Heerbann

aufzubieten. Sogleich muß ich den Vater sprechen," — und er stürmte nach dem Ausgang.

„Halt, Bruder! Ei, Karlo, welche Unbesonnenheit! Du weißt doch, was die Wache vor des Vaters Kammer bedeutet."

Mit größter Anstrengung unterwarf sich der heftig erregte Hüne dem väterlichen Willen und Gebot.

„Kam der Herzog mit starkem Gefolge?"

„Nein! Er kam wie ein Flüchtiger. Nur zwei Vasallen begleiten ihn. Der Mann ist sehr niedergedrückt und gar nicht jener stolze, hochfahrende Fürst, wie du ihn geschildert hast."

„Meine Schilderung entsprach der Wahrheit, wie ich ihn bei der letzten Heerfahrt kennen lernte. Selbst nach seiner Niederlage blieb er trotzig, unbeugsam und rechthaberisch. Jetzt wird das Unglück seinen starren Nacken gebeugt haben. Obwohl sein Wesen mich abstieß und ärgerte, will ich doch seinen Hilferuf beim Vater unterstützen. — — Länger halte ich es hier nicht aus, — muß Näheres erfahren. Wo sind des Herzogs Vasallen?"

„In der Gaststube. Karlo, laß dir sagen, jetzt gefällst du mir viel besser, als vorhin beim Rühmen der Heiligkeit. Die Mohren haben den Helden in dir aufgeweckt, den grimmigen Löwen mit furchtbaren

Franken. Den frommen Königssohn Beda würden die Mohren verhöhnen und erschlagen, aber den Schwerthieben und Hammerschlägen des Helden Karlomann müssen sie das Leben lassen."

„Du bist ein kleiner Schelm, lieber Pippin!" sprach lächelnd der Recke. „Begleite mich zu unseren Gästen."

3. Zwiespalt.

Wenn Karl Martell die Sachsen und Hessen zum Verhör vorlud, so geschah dies keineswegs in der Absicht, deren Schuld oder Unschuld im Sinne der päpstlichen Verordnung zu erfahren. In viel wichtigeren Vorgängen beachtete er die Vorstellungen und Weisungen des Papstes gar nicht. Ein Mann, der stets die Kriegsrüstung trug und alle Fragen mit dem Streithammer zu lösen pflegte, hatte für die kirchliche Bußdisziplin und deren Durchführung kein warmes Interesse. Ihm galt nur der politische Hintergrund dieser Angelegenheit. Nach seiner Vermutung waren Kauf und Opferung hessischer Sklaven von den Sachsen nur deshalb herbeigeführt worden, um sein Einschreiten gegen religiöse Gebräuche des Heidentums zu veranlassen. Die Bestrafung der hessischen Frilinge wegen ihrer mittelbaren Teilnahme am Götzenopfer sollte den Sachsen die Absicht der Franken beweisen, den urdeutschen Väterglauben auszurotten und die Götter zu vernichten. Die vier Ada-

linge oder Stammeshäupter hatten sich nur darum als Eideshelfer der Hessen eingefunden, um bei den Gerichtsverhandlungen Gegensätze und Äußerungen zu veranlassen, welche geeignet waren, den stets unter der Asche glühenden Christenhaß des Sachsenvolkes zu lichten Flammen anzuschüren. Nach solcher Auffassung hätte Karl Martell den beabsichtigten Anlaß zur Volksverhetzung wirkungslos machen können, indem er die Anklage gegen die Hessen einfach niederschlug. Weil er jedoch die Kriegslust der Sachsen, deren Raubsucht und Christenhaß kannte, so wollte er die Gelegenheit benützen, um über die inneren Vorgänge im Sachsenlande Näheres zu erfahren. Nun gaben die Ankunft des Herzogs von Aquitanien und dessen Unglücksbotschaft der Stellung Ostfrankens zum deutschen Heidentum eine Bedeutung, welche den Fortbestand des Reiches der Franken, sogar des Christentums in Frage stellte. Martell erkannte sofort die Gefährlichkeit der Lage, und machte den Fürsten gegenüber aus seinen Befürchtungen kein Hehl.

Von den zur Versammlung berufenen Reichsgroßen waren bereits einige mit ihren Grafen erschienen. Zu den Mächtigsten gehörte Milo, Erzbischof von Trier und Rheims. Er bildete das vollendete Muster eines Staatsbischofes jener Zeit. Obwohl er sich, durch das Machtgebot des Majordomus und den Kirchengesetzen zuwider, im Genusse der reichen Ein-

künfte genannter Bistümer befand, hatte er keine Priesterweihe, sondern nur die Tonsur empfangen, welche nach Karls Auffassung für den Staatsbischof genügte. Er war verheiratet, dazu ein so übel beleumundeter Wüstling und Tyrann, daß ihn der heilige Bonifatius wiederholt beim Papste verklagte. Wegen seiner kriegerischen Gesinnung und persönlichen Tapferkeit an der Spitze einer starken Streitmacht, stand er am Hofe Karls in bedeutendem Ansehen. Sein Urteil in politischen Dingen war auch deshalb von Gewicht, weil es zugleich den Standpunkt seiner ganzen Familie ausdrückte, und diese war mächtig in Ost- und Westfranken. Martell pflegte seine tapfersten Kämpen dadurch zu belohnen, daß er sie auf erledigte Bischofsstühle setzte, um ihnen die Einkünfte der Kirchengüter zu verschaffen. Dafür waren diese Laienbischöfe pflichtig, bei Kriegszügen an der Spitze der Vasallen des Bistums zu erscheinen. Milos Vater war Bischof und Herzog, sein Großoheim war Bischof und Graf, sein Bruder war Graf und Bischof, und alle seine übrigen Verwandten begleiteten hohe Ämter im Reiche. Daher Milos großer Einfluß am Hofe Karls.

Während des Mahles, das Herzog Karl am Abend den Reichsfürsten gab, bildete die Überschwemmung Westfrankens durch die Sarazenen den einzigen Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Alle befremdete das gegenwärtige Verhalten Martells. Seiner Gewohnheit

entgegen, bei feindlichen Angriffen oder Empörungen sofort den Heerbann aufzubieten, verhielt er sich diesmal abwartend. Ohne seinen allzeit schlagfertigen Streithammer mit einem Finger zu berühren, schien er vorerst die Ansichten der Reichsgroßen hören zu wollen.

Milo, dessen Bistum Rheims der Ausplünderung und Verwüstung durch die Sarazenen ausgesetzt war, forderte unverweiltes Aufgebot der ganzen Waffenmacht Ostfrankens. Hierin wurde er kräftig unterstützt durch Herzog Eudo von Aquitanien, sowie durch den beweibten Bischof Gerold von Mainz, einem kriegerischen Haudegen. Herzog Theodebald von Alemannien hingegen und die Grafen von Thüringen bekundeten nicht die mindeste Neigung zu einer Heerfahrt nach dem weitentlegenen Westfranken. Durch solche Widersprüche, sowie durch die fast ablehnende Haltung Karls gereizt, wurde Milo dringend bis zur Heftigkeit.

„Hier gilt kein Schwanken, kein bedenkliches Zaudern!“ rief er. „Dem ganzen Reiche der Franken droht Gefahr, von den Völkermassen der Mohammedaner überwältigt und zerstört zu werden. Jedermann, der bei solcher Gefahr zögert, zum Schwert zu greifen, ist entweder ein Verräter, oder ein Feigling.“

Bei den letzten Worten blickte er den Herzog Theodebald scharf an, dessen Vater Godefried die

Unabhängigkeit Alemanniens von den Franken erstritten, bis Karl Martell das Herzogtum wieder dem Frankenreiche unterworfen hatte. Daher Milos angedeuteter Argwohn gegen den Fürsten der Alemannen.

„Was Ihr gesagt, Herr Bischof, hinkt auf einem Bein," erwiderte Theodebald, welcher die Andeutung sehr wohl verstand. „Wer gegen die Mohren nicht ziehen will, muß nicht gerade ein Verräter, oder gar ein Feigling, er könnte auch ein kluger und verständiger Mann sein. Wir Alemannen haben in weit fernen Landen kein Eisen im Feuer liegen, wie Ihr im Bistum Rheims. Mutet uns nicht zu, durch eine lange Heerfahrt alle waffenfähige Mannen unserer Heimat zu entziehen, um sie lauernden Feinden wehrlos preiszugeben."

„Ganz richtig, — getroffen!" bestätigten die Thüringer.

Auch Karl nickte beistimmend.

Milo bemerkte das Kopfnicken des Majordomus und stutzte.

„Verzeiht, Herr Theodebald, so war es nicht gemeint!" begütigte Milo. „Ich redete nur von solchen Leuten, welche die ungeheueren Gefahren zwar erkennen, dennoch aber sich ablehnend verhalten. Ihr hingegen beurteilt die Sachlage falsch. Erlaubt, daß ich Euch ein helles Licht anzünde."

Er tat aus dem Weinhumpen einen langen Zug und fuhr fort: „Durch erprobte Auskundschafter meiner Diözese Rheims erfuhr ich vor zwei Tagen, die Sarazenen hätten dermalen einen Eroberungszug unternommen, der vom Kalifen in Damaskus erdacht wurde. Hochmütig von ihren vielen Siegen in Asien und Afrika, berauscht durch die Eroberung Aquitaniens, rühmen sich die Moslemin, im Laufe eines Jahres ganz Europa zu unterwerfen, indem sie dasselbe von Osten und Westen zu gleicher Zeit angreifen. Während der Statthalter des Kalifen in Spanien, der kriegskundige Abderrhaman, einige hunderttausend Sarazenen über die Pyrenäen führte und bereits Südfrankreich eroberte, bestürmen im Osten eine starke Flotte und ein großes Landheer das Reich der Griechen. Ich muß gestehen, ein solcher Kriegsplan macht dem Kalifen alle Ehre. Uns aber macht es keine Ehre, wenn wir diese Gefahr gänzlicher Vernichtung verkennen und tatlos die Muselmanen vordringen lassen. Weiter berichten meine Kundschafter, in der Gewißheit ihres Sieges und der Eroberung von ganz Westfranken, hätten die Sarazenen ihre Weiber und Kinder gleich mitgenommen, um sich in den eroberten Gebieten häuslich niederzulassen."

„Davon bin ich Augenzeuge," bestätigte Eudo. „Nach der unglücklichen Schlacht verweilte ich im verborgenen noch einige Zeit in Aquitanien. So konnte

ich wahrnehmen, daß allenthalben in Dörfern, Weilern und Städten die Mohren sich ansiedelten, nachdem sie die Christen erschlagen, vertrieben, oder zur Sklaverei gezwungen hatten."

„Weiter berichteten meine Kundschafter, zur Begünstigung dieser Ansässigmachung der Muselmanen habe Abderrhaman seinen Vormarsch unterbrochen. Dagegen schicke er fortwährend Reiterscharen auf Raub aus in jenen Gebieten, die noch unbesetzt und nicht ausgeplündert sind. Zugleich erfuhren meine Kundschafter, daß im nächsten Frühjahre Abderrhaman viele Tausend frischer Truppen aus Afrika und Asien erwarte. Dann werde er seinen Eroberungszug mit einer so ungeheueren Menge tapferer Muselmanen fortsetzen, daß ihm keine Macht der Erde widerstehen könne. — — Jetzt frage ich," schloß Milo mit erhobener Stimme, „ist es nicht eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, ohne Weile zum Schwert zu greifen und den Feind zu vernichten, bevor er unüberwindlich geworden?"

„Gleichen Bedünkens bin auch ich," versicherte Gerold von Mainz.

„Zu den Waffen!" rief Bischof Ragenfried von Köln.

„Und ich frage: Ist es erlaubt und nicht ein Verstoß gegen gesunden Menschenverstand, Weib und

Kind, Hab und Gut schutzlos einem sehr nahen und darum gefährlicheren Feinde preiszugeben, der ebenso wütend und mordgierig ist, wie die fernen Mohren?" rief Herzog Theodebald. „Beantwortet meine Frage, Herr Milo!"

Die Tischgenossen betrachteten verwundert und verständnislos den Fragesteller.

„Von welchen Feinden redet Ihr?" forschte Milo.

„Von den Sachsen und den Friesen," antwortete mit der Miene sicherer Kenntnis der Herzog.

Die Fürsten bemerkten neuerdings Karls beifälliges Kopfnicken und staunten.

„Ja, darin liegt die große Schwierigkeit," nahm der Majordomus in düsterem Ernst das Wort. „Was Herr Theodebald angedeutet, ist kein bloßes Vermuten, sondern tatsächliche Gefahr. Torheit wäre es, unsere Waffen nach Westfranken zu tragen, und das Ostreich den Verwüstungen sächsischer Mordbrenner wehrlos zu überantworten. Wollen wir die zahllosen Massen der Sarazenen siegreich im Kampfe bestehen, so müssen wir unsere ganze Waffenmacht zusammenraffen. Kein Volksstamm des Ostreiches darf sich von der Heerfahrt ausschließen. Ob das Sachsenvolk und die Friesen einen Krieg beschlossen haben gegen Austrasien, hoffe ich morgen mit Sicherheit zu erfahren. Der gewonnenen Erfahrung gemäß werden wir handeln."

Nach diesen Worten erhob er sich und verließ den Saal.

Karlmann hatte dem Mahle beigewohnt und war dem Laufe der Unterhaltung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Beim Betreten seiner Kammer wiederholte er Pippin, der bereits im Bette lag, die widersprechenden Ansichten der Reichsgroßen, und bedauerte die schwankende Haltung des Vaters.

„Recht hat der Vater!“ behauptete Pippin. „Wir sind nicht stark genug, zwei mächtige Feinde zu gleicher Zeit zu bezwingen. Die nahen Sachsen und Friesen sind uns gefährlicher, als die fernen Mohren. Also kommen zuerst die Sachsen und Friesen an die Reihe, darauf die Mohren.“

„So geschwind geht das nicht, mein guter Junge! Die Sachsen und Friesen bilden zusammen eine gewaltige Macht. Der Krieg könnte sich in die Länge ziehen und den Mohren Frist gewähren, ganz Westfranken zu unterwerfen. — — Gäbe es doch Mittel und Wege, die Sachsen als Kampfgenossen gegen die Sarazenen zu gewinnen!“

Pippin lachte hell auf.

„Karlo, laß dir sagen, du findest eher Mittel und Wege, den Teufel zu gewinnen, als die Sachsen.“

„Dein Spruch muß falsch sein, weil Menschen keine Teufel sind. Alle Menschen lassen sich durch

Vorteile bestimmen. Es handelt sich nur darum, für die Sachsen und Friesen solche Vorteile zu finden, daß sie sogar verlangen, mit uns die Heerfahrt unternehmen zu dürfen."

Pippin erwiderte nichts. Er legte sich auf die andere Seite und überließ dem Bruder die Lösung einer unlösbaren Aufgabe.

Nachdenkend ging Karlmann im Zimmer hin und her, eifrig beschäftigt, die wunderbaren Mittel und Wege zur Kampfgenossenschaft mit den Sachsen zu entdecken. Dann saß er lange grübelnd auf der Bank. Beim Schimmer des Nachtlichtes spiegelte sich auf seinem Gesicht anstrengende Geistesarbeit. Mit einem Male leuchtete es auf in seinen Augen, sein Mienenspiel strahlte vor freudiger Überraschung.

„Gefunden, — ich wage es!" sprach er unternehmend.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

4. Karlmanns Speerwurf.

Von dem Mönche Beda geführt, erschienen am folgenden Morgen, zur bestimmten Stunde, die vier Sachsenfürsten und die vier hessischen Frilinge im Palaste. Wohl nach Karls Berechnung, wurden sie mit höfischer Förmlichkeit empfangen. Der höchste Hausbeamte, nämlich der Palastmaier, in goldstrotzender Gewandung prangend, von reichgekleideten Dienern umgeben, begrüßte die Ankommenden am Tore und geleitete sie nach der Römerhalle. Diese Halle lag im Königsbau des Palastes, der mit seinen verschiedenen Nebengebäuden eine ausgedehnte Fläche einnahm. Als die Merovinger in Köln ihr Königshaus errichteten, benützten sie den vorhandenen römischen Palast, bei dessen Umbau und Erweiterung eine von Säulen getragene große Halle fast unverändert erhalten blieb. Sie lag ebener Erde, an einem inneren Hofe, war gegen den Hofraum offen, von einer Reihe gewaltiger Steinsäulen mit gezierten Kapitellen getragen. Einige Stufen, deren Länge die ganze offene Langseite der Halle betrug,

führten empor. Merkwürdigerweise war das Mosaik des Fußbodens beinahe unverletzt erhalten. Obschon die bildlichen Darstellungen feiner und kostbarer Mosaik fehlten, so gewährten doch die aus buntfarbigem Marmor zusammengestellten geometrischen Figuren einen schönen Anblick. Gelehrte Altertumskundige, deren es unter den Mönchen jener Zeit gab, konnten aus Merkmalen beweisen, daß die Halle ursprünglich ein Tempel des Kriegsgottes Mars gewesen. Eine Stelle des Fußbodens verkündete ihnen, daß dort die Sella, der Göttersitz, des Mars gestanden, wo er, in Marmorgestalt thronend, Gelübde und Opfer empfing. Dann hatten die Franken den Marstempel nach ihren Bedürfnissen eingerichtet. Um drei Wände liefen Steinbänke, auf denen sich gepanzerte Recken niederließen, wenn sie zu kriegerischen Beratungen zusammenkamen. Heute stand im Vordergrunde die Sella des Gebieters im Reiche der Franken, ein Thronsessel aus Eichenholz, dessen Lehnen zwei Löwenköpfe zierten. Die umlaufenden Bänke waren mit roten Tüchern belegt, die Sitze der Reichsgroßen bezeichnend, welche dem möglicherweise folgenschweren Verhör beiwohnten.

Man durfte vermuten, daß Bewohner urdeutscher Wildnis, die nach barbarischen Sitten in Blockhäusern mit ihren Haustieren zusammenlebten, nicht ohne Scheu und Bewunderung die stolze Römerhalle betreten würden. Dem war jedoch nicht so. Ihre nie-

drige Kulturstufe mochte sie der Fähigkeit berauben, Schöpfungen der Baukunst einigermaßen einschätzen zu können. Der römische Geschichtschreiber Cornelius Tacitus berichtet: „Daß die deutschen Völker keine Städte bewohnen, ist bekannt genug, ja, daß sie nicht einmal aneinander gebaute Wohnungen dulden. Einsam und abgesondert bauen sie sich an, wo eine Quelle, eine Aue, oder ein Gehölz ihnen gefällt. Mauersteine und Ziegeln sind bei ihnen nicht im Gebrauche. Zu allem nehmen sie rohes Gebälk, ohne Bedacht auf Verschönerung. Auch Höhlen unter der Erde pflegen sie aufzugraben, die sie noch dazu mit einer Menge von Dung beschweren, zur sicheren Wohnung im Winter. — Durchgängig im Hause nackt und schmutzig, leben sie mit den Haustieren auf demselben Fußboden, bis die Altersstufe den Freien sondert, der innere Adel ihn bewährt."[1]) — Demzufolge ist es verständlich, wenn die Sachsen, welche die Religion und die Sitten und Bräuche ihrer Väter treu bewahrten, mit dem Ausdruck der Gleichgültigkeit und Geringschätzung einen Ort betraten, der mit der dumpfen, rauchgeschwärzten Halle ihrer Blockhäuser keine Ähnlichkeit hatte.

Während ihnen alle Würdigung der säulengetragenen Halle mangelte, bewies dagegen ihre selbstbewußte Haltung und reiche Tracht keinen Mangel

[1]) Corn. Tacitus, Germaniæ, Cap. 16, 20.

eigener Wertschätzung und persönlicher Bedeutung. Die dicken Bündel, von den Schalken oder Sklaven ihnen nachgetragen, enthielten bunte Gewänder und kostbaren Schmuck der vier Sachsenfürsten. Diese Gegenstände waren keine Produkte des Urwaldes, sondern Erzeugnisse ferner Länder, von fahrenden Handelsleuten gegen Sklaven und wertvolle Pelze eingetauscht. Es wirkte fast komisch, die hochgewachsenen Männer, mit ihren rauhen Gesichtern, trotzig blickenden Augen und plumpem Wesen, in farbigen, mit Blumenschmuck durchwirkten Unterkleidern und Brakken, wie man die Hosen nannte, prangen zu sehen. Darüber trugen sie einen kurzen Mantel, geziert mit vielfarbigen Vierecken, die wahrscheinlich geübte Stickerinnen des griechischen Reiches mit dem Blumenflor des Orients ausstaffiert hatten. Dagegen waren die eisernen Ketten, an denen ihre breiten Schwerter hingen, die gediegene Arbeit deutscher Schmiede. Die Köpfe der Adalinge waren unbedeckt, jedoch nicht aus Höflichkeit zu den Franken, sondern in der Absicht, die Goldreife glänzen zu lassen, welche ihr langes, über die Schultern herabwallendes Haar um die Stirne zusammenhielt. „Das von Natur goldgelbe Haar suchte man noch künstlich zu verschönern, indem man es mit Gipsmehl einrieb," meldet der Geschichtschreiber Diodor. Zugleich verkündete das freie Herabwallen des Haares den Adaling, den fürst-

lichen Stand. Die Frilinge oder Freiherren mußten das lange Haar in einem dicken Knoten am Hinterkopfe tragen. Jeden Finger beider Hände schmückte ein Goldring, was höchstens als Überladung genommen werden konnte, — aber die breiten goldenen Reife um die Hälse der urdeutschen Fürsten reizten die Lachmuskeln der nicht kulturfreien Franken.

Die vier hessischen Frilinge erschienen in der üblichen Tracht freier Männer, in kurzen, mit Pelz verbrämten Röcken, einfarbigen Brakken und ohne goldenen Zierat.

Nachdem sich der Palastmaier mit seiner Gefolgschaft entfernt hatte, blickten sich die Sachsen und Hessen einander an wie Leute, die nicht wissen, woran sie sind.

„Ich ersuche die edlen Männer, hier die Ankunft des erlauchten Herzogs zu erwarten," hatte der Beamte gesagt und verschwand nach tiefen Verbeugungen.

„Was hat der Buckelmacher eigentlich gemeint?" fragte ein Adaling den Mönch. „Sollen wir dastehen und warten, bis es dem Herzog einfällt, mit uns nach der Malstatt zu gehen?"

„Wir sollen hier eine kurze Weile ausharren, bis der Herzog kommt," erklärte Beda. „Nach der Malstatt brauchen wir nicht zu gehen, weil wir uns schon auf derselben befinden. Dort ist der Sitz des Richters, hier sind die Bänke der Schöffen."

In sprachlosem Erstaunen starrten sie den Mönch an.

„Oho — das soll eine Malstatt sein?“ riefen sie.

„Wo kann hier der große Umstand stehen?“

„Gericht wird unter freiem Himmel gehalten, — hier sind wir eingesperrt.“

„Wo ist die Gerichtseiche?“

„Wo ist Galgen und Rad?“

„Wo ist die Umfriedung des Gerichtes durch geweihte Schnüre?“

„Wo ist die Folterbank?“

Mit stürmischer Entschiedenheit nannten sie alle Gegenstände und Merkmale, die zur Malstatt oder Gerichtsstätte nach Recht und Herkommen gehörten.

„Beruhigt euch, edle und tapfere Männer!“ beschwichtigte Beda. „Bald werdet ihr merken und euch überzeugen, daß hier ebensogut Recht gefunden und Recht gesprochen werden kann, wie unter der Gerichtseiche auf freier Malstatt.“

Wahrscheinlich hätten sie hartnäckigen Widerspruch erhoben, würde ihre ganze Aufmerksamkeit nicht durch eine Erscheinung gefesselt worden sein, die sie zur Bewunderung fortriß.

In der vollständigen Kriegsrüstung des Rittertums jener Zeit betrat Karlmann den Hof, den er langsam durchschritt, ohne die Hessen und Sachsen in der Römer-

halle zu bemerken, — wenigstens tat er so, als habe er von deren Gegenwart keine Ahnung. Weit auf rissen Adalinge und Frilinge ihre Augen, eine Heldengestalt zu betrachten, die sich stattlicher und waffenmächtiger gar nicht denken ließ, und alle ihre Vorstellungen weit übertraf. Vom Kopfe bis hinab zu den eisernen Stiefeln der Füße bedeckten Karlmanns Glieder die halbrunden Stahlplättchen der Schuppenrüstung. Sein Haupt schirmte ein blanker Helm, mit Schilden hinten und vorn, und mit Backenschienen zur Vervollständigung des Gesichtsschutzes. Die Spitze des Helmes zierte ein Lindwurm, mit weitgeöffnetem Rachen und zum Schlage gehobener Tatze. An dem mit Goldfiguren geschmückten Ledergurt hing das zweischneidige Schwert, dessen Griff bis zur Brust reichte, wenn es auf dem Boden stand. Von der Morgensonne überstrahlt, glänzte die eherne Hünengestalt, deren gewaltiger Bau an eine wandelnde Säule von blankem Stahl erinnerte. Unter dem linken Arm trug er das Schwert, in der Rechten einen wuchtigen Wurfspeer. Bis an die Hauswand ging er, wo aus starken Bohlen eine Scheibe aufgerichtet stand, deren Mittelpunkt eine schwarze kreisförmige Fläche bezeichnete. Schon der Knabe Karlmann hatte beim Waffenspiel seine Pfeile nach der Scheibe geschossen und der Jüngling seine Speere geschleudert. Heute wollte er, nicht aus Spiellaune, sondern in sehr ernster Absicht, einen Speer von sol-

chem Gewicht werfen, wie es nur die Riesenstärke des jungen Hünen vermochte, dazu ein Ziel treffen, das sich nur der geübteste Speerwerfer setzen konnte. Der Zweck zum Erweise seiner Kraft und Geschicklichkeit bestand aber nicht in der Absicht, vor den Beobachtern in der Halle zu glänzen, sondern deren unbegrenzte Achtung und Gunst zu gewinnen; denn alle deutschen Stämme, vorab die Sachsen, hatten für geschickte und mächtige Waffenführung die höchste Bewunderung. Und diese Bewunderung für ihn sollte ein Glied in der Kette seiner Erfindung bilden, die zur Kampfgenossenschaft der Sachsen mit den Ostfranken gegen die Sarazenen führte.

Nach flüchtigem Verweilen bei der Scheibe maß Karlmann sechzig gedehnte Schritte zurück. Jetzt wandte er sich nach der Scheibe, gab das Schwert unter dem linken Arm frei, hob wägend mit der Rechten den Speer, bei atemloser Spannung der Zuschauer in der Halle. Den linken Fuß vorstemmend holte er zum Wurfe aus. Ein augenblickliches Sausen, ein schmetternder Knall und der Speer saß mitten im Schwarzen. Die Wucht des Wurfes war so gewaltig, daß die Scheibe schwankte und der Speerschaft vernehmbar zitternde Schwingungen machte.

Jäh auf schrien die Sachsen und Hessen.

„Ein Wodans Wurf — Wodans Stärke — Wodans Kunst!“ riefen die Adalinge.

Mit angenommener Überraschung wandte sich Karlmann nach der Halle. Die acht Recken stürmten auf ihn los, erfaßten seine Hände, seine Arme und ergingen sich in überschwenglichen Lobpreisungen.

„Du bist ein ganzer Mann — ein Held!"

„Bist du auch nicht Wodans Sohn, so bist du doch sein Liebling."

„Heil dir, starker Speerwerfer!"

„Bei allen Göttern Walhallas, deine Schwertmagen möchten wir sein!"

Das Getöse rauher Stimmen unterbrach ein dröhnender Posaunenstoß. Gleich darauf erschienen unter dem Eingang des Königshauses die Reichsgroßen. In fürstlichen Prachtgewändern schritten sie in geordnetem Zuge nach der Römerhalle.

Die Adalinge und Hessen wechselten ihre Bewunderung für Karlmann mit Staunen über den Glanz der in tiefem Schweigen über den Hof ziehenden Fürstenreihen. Gaffend und regungslos standen die Söhne der Wildnis, bis Herzog Karl, der in der Schlußreihe zwischen den Bischöfen von Trier und Köln ging, in der Halle verschwand.

„Mönch, sage aus, was ist das? Was soll das bedeuten?" forschte ein Sachse.

„Das ist Herzog Karl mit den Fürsten," antwortete Beda. „Alle sind willens, eure Sache zu hören, das Recht zu finden und dann zu urteilen, ob die Hessen schuldig und strafbar sind, oder nicht."

„Aha, hört ihr? Das gilt uns!" rief ein Adaling. „Kommt, — mir nach!"

Sie eilten nach der Halle.

Karlmann folgte langsam und betrat zwischen den zwei letzten Säulen die Halle, wo er im Hintergrunde stehenblieb und aufmerksam die fallenden Reden anhörte.

5. Das Verhör.

Karl Martell, der kein von Gold strotzendes Prachtgewand, sondern die goldverbrämte Tunika trug, hatte sich auf dem Thronstuhl niedergelassen. Ihm zur Linken saßen auf den Bänken die Fürsten. Die Äußerungen des Majordomus gestern abend ließen sie die Wichtigkeit des nun beginnenden Verhörs erkennen. Demzufolge war ihre Haltung sehr ernst und erwartungsvoll. Es herrschte lautlose Stille, jetzt von den Herankommenden unterbrochen. Voraus schritten die Adalinge und zwar mit solcher Heftigkeit, als gelte es, eine Veste zu erstürmen. Die Stufen emporspringend, standen sie in der Halle, wo sie kein begrüßendes Wort, sondern Grabesstille und forschende Blicke empfingen. Sie betrachteten die reich gekleideten Männer auf den Bänken, bis ihre Augen den Thronenden im Vordergrunde erspähten. Ein Adaling ging auf ihn los.

„Bist du der Frankenherzog Karl?"

„Der bin ich. Wer bist du?"

„Ich bin Hunred, Adaling, oder wie ihr Franken sagt, Fürst des Gaues Wiesogast," antwortete stolz der Sachse. „Im Kriege bin ich Anführer aller freien Männer meines Gaues. Liegen wir im Frieden daheim, dann gebiete ich über 1200 Schalke, die auf meinen Markungen hausen."

„Demnach bist du ein reicher und angesehener Mann," sprach mit ernster Miene der Herzog.

„Du hast nicht zuviel gesagt," genehmigte Hunred. „Was ich bin, das sind auch diese drei. Wulfar ist Adaling im Gau Bodogast, Unruoch ist Adaling im Gau Wiedogast, Waltgaud ist Adaling im Salogast. Also stehen vor dir vier Adalinge von vier Gauen, und hinter uns stehen alle Frilinge des ganzen Landes. Dies sage ich, damit du uns schätzest nach Gebühr. Diese vier da, Goddav — Gunthar — Willerk und Asulf, sind freie Männer der Katten, die ihr Franken Hessen nennt. Jetzt höre, weshalb wir gekommen sind," fuhr er im Tone des Lehrmeisters fort. „Die Katten verkauften uns vier Adalingen vier Schalke. Dazu hatten sie ein Recht; denn jedermann darf verkaufen, was ihm gehört. Wir gaben ihnen für jeden Schalk den höchsten Preis. Den stärksten Schalk kauft man für zwei Schildlinge, oder für einen gehörnten Ochs, der auch zwei Schildlinge kostet. Wir jedoch gaben für jeden Schalk nicht zwei, sondern drei Schildlinge — warum? Weil die Schalke den höchsten Göttern ge-

opfert werden sollten. Dem Wodan, dem Thor und dem Othin soll man keine schlechten, sondern nur teuere Opfer bringen."

„Mit Verlaub, Fürst Hunred!" unterbrach ihn Karl. „Ich denke, es sei unrecht, auf den Altären Menschen zu schlachten, als ob sie Kälber, Rinder, Ochsen oder andere Tiere wären."

„Das verstehst du nicht, Frankenherzog!" belehrte Hunred. „Gerade die Menschenopfer sind den Göttern die wohlgefälligsten, weil sie die kostbarsten sind. Wenn aus den Kesseln über dem Altarfeuer der Duft des Menschenfleisches aufsteigt, so ist für die Nasen der Götter solcher Duft süßer, wie aller Blumenduft auf den grünen Matten Walhallas."

„Dies wußte ich nicht," gestand Karl. „Dank für deine Unterweisung, Fürst Hunred! Sind schon geopferte Schalke den Göttern ein Wohlgeruch, dann werden ihnen geopferte Frilinge oder gar Adalinge noch weit süßere Wohlgerüche sein."

Sämtliche Adalinge schüttelten heftig die Köpfe und machten abwehrende Handbewegungen.

„Laß dir sagen, Herzog, du bist noch viel dümmer, als ich meinte!" urteilte Hunred. „Frilinge oder gar Adalinge opfern? Ha — ha, das ist zum lachen! Jetzt pass' auf, — merke dir meine Belehrung!" und er rieb sich die Hände, mit der Miene eines Menschen,

welcher die schwierige Arbeit unternimmt, einen Unwissenden von großer Beschränktheit zu unterrichten.

Milo neigte sich zum Ohre des neben ihm sitzenden Bischofs von Köln.

„Der sächsische Büffel kommt mir vor wie ein Ochs, der einen Fuchs belehren will."

„Und ich bin sehr neugierig," erwiderte Ragenfried, „wie es Karl anstellt, den Sachsen geheime Absichten zu entlocken. Darauf allein hat er es abgesehen, ansonst würde er sich in solche Dinge gar nicht einlassen."

Beistimmend nickte Milo.

„Du bist halt ein Christ, der von unserer Götterlehre und darum von der Abstammung der Menschen nichts weiß," begann Hunred seine Belehrung. „Jetzt will ich dir kundtun, was in der Edda mit Runenschrift im Rigs-Mal geschrieben steht. — Gott Heimdallr machte eine große Wanderung. Dabei kam er zu drei Häusern, darin Menschen wohnten. Das erste Haus war klein und armselig. Hier hausten geringe und schlechte Leute, die viel arbeiteten. Im zweiten Hause lebten geringe, jedoch wohlhabende Leute, die weniger arbeiteten. Im dritten Hause wohnten reiche und vornehme Leute, die gar nichts arbeiteten. Drei Nächte wohnte Gott Heimdallr in den drei Häusern, das heißt, in jedem Hause eine Nacht. Mit den drei

Frauen zeugte er drei Söhne, von denen jeder seiner Mutter glich. Der Sohn des geringsten Weibes wurde der Thräl, nämlich der Schalk, oder wie ihr Franken sagt, der Sklave. Der Sohn des zweiten Weibes wurde der Lite, oder wie ihr Franken sagt, der Ackersmann. Der Sohn des reichen und vornehmen Weibes wurde der Jarl oder freie Mann. Als die drei Söhne erwachsen waren, erhielt jeder ein Weib. Der Thräl oder Schalk bekam eine herumwandernde Heimatlose, deren Nase krumm, deren Hände und Füße voll Narben und Beulen, deren Arme von der Sonne verbrannt waren. Er selbst, der Thräl, hatte schwarze Haut, runzlichte Hände, Knorren an den Füßen, dicke Finger, häßliches Gesicht, krummen Rücken, lange Füße, — kurz, er war geradeso, wie heute noch die Schalke sind; denn vom Thräl stammen alle Schalken. Der zweite Sohn des Gottes Heimdallr, nämlich der Lite, hatte fuchsrote Haare und triefende Augen. Er bekam ein besseres Weib und von ihm stammen alle Liten oder Bauern. Der dritte Sohn Heimdallrs, nämlich der Jarl, erhielt eine sehr schöne und edle Frau, von ihm stammen alle Adalinge und Frilinge, wie heute noch klar zu sehen ist. Wie Jarl, so haben alle seine Nachkommen goldiges Haar, schöne Wangen und blitzende Augen. Obwohl auch die Schalke und Lite von Heimdallr abstammen, so wurden doch nur Jarl und seine Nachkommen als Gottessöhne anerkannt.

Darum müssen die Schalke die niedrigsten Arbeiten verrichten, Lasten tragen, Holz fällen, Schweine hüten, Torf graben, kurz, alles tun, was ihre Herren gebieten. Die Liten müssen mit dem Krummholz pflügen, Stiere anspannen, Wagen machen, Häuser und Scheuern bauen, Met kochen und alle Arbeiten verrichten. Die Adalinge und Frilinge dürfen gar nichts arbeiten, weil sie freie Männer sind, und weil die Arbeit ihren Adel beschimpfen müßte. Freie Männer sollen nur reiten und jagen und in den Waffen sich üben. Trinkhörner dürfen sie leeren, bis sie genug haben, und neben ihrem Weibe dürfen sie Nebenfrauen haben, so viele sie wollen und können. Schon in der Jugend müssen sie lernen den Bogen spannen, Pfeile schießen, Speere werfen, das Schwert führen und den Streitkolben, Rosse tummeln und Jagdhunde hetzen. Sie lernen auch wie man Kriegszüge macht, Kämpfe anregt, die Wahlstatt mit Feindesblut tränkt, wie man Länder erobert und viele Beute einbringt.[1]) — Jetzt wirst du begreifen, daß zwischen Schalken und Adalingen ein himmelweiter Unterschied ist. Nur Adalinge und Frilinge sind freie Männer, deren Blut auf den Altären nicht darf vergossen und nicht getrunken werden."

„Ich danke für deine Belehrung, Fürst Hunred!" sagte Karl, der nicht ohne Interesse die Abstammung

[1]) Edda, große Kopenhagner Ausgabe, 173, 177, 183.

der Menschen nach urdeutschen Vorstellungen vernommen. „Du hast von Bluttrinken gesprochen, — wird beim Menschenopfer auch das Blut getrunken?"

„Natürlich, — versteht sich, — wie man nur so fragen kann!" antwortete Hunred im Tone des Verdrusses über solche Unwissenheit. „Wird das Opfer, sei es Mensch, Kalb, Rind, oder ein anderes Getier, vom Weiha auf dem Altarstein geschlachtet, so wird das Blut in Lautboller, oder Blutfässer, aufgefangen. Das Fleisch wird über dem Feuer gekocht und darauf zum Verzehren hergerichtet. Beim Göttermahl wird vom Jarl des Gaues, also im Wiesogast von mir, über dem Lautboller Thors Hammerzeichen gemacht. Darauf werden die Lautbecher gefüllt. Zuerst werden die Becher der höchsten Götter und dann der Asen getrunken. Ist das Opferblut alle, dann kommt das Opferfleisch an die Reihe. Zum Schlusse werden aus den größten Methörnern die Becher der Wollust getrunken.[1]) — Du machst ein schiefes Gesicht Herzog? Gefallen dir unsere Menschenopfer nicht?" rief Hunred mit lauerndem Blick. „Willst du etwa nach dem Gesetze der Christen diese vier Frilinge der Katten strafen,

[1]) Die Quellenbelege bei Arnkiel, Heidenreligion, S. 217—225. Menschenopfer und Menschenfraß waren auch bei den Heiden des Orients üblich. Im Buche der Weisheit, Kap. XII, heißt es: „Sie waren unbarmherzige Mörder ihrer Kinder, verzehrten menschliche Eingeweide und tranken Blut."

weil sie uns zum Götterfeste ihre Schalke verkauften? Oder willst du etwa den Sachsen verbieten, den Göttern nach altem Herkommen Menschen zu opfern? Dürfen wir unsern Asen keine Becher mit Menschenblut trinken?"

Martell durchschaute sofort die verfänglichen Fragen und schwieg.

„Warum redest du nicht?" drängte Waltgaud. „Meinst du, das Sachsenvolk werde seine Götter höher schätzen, als dein Verbot?"

Karl schwieg.

„Sage uns gerade heraus," rief Unruoch, „dürfen unsere Götter noch weiter herrschen, oder sollen wir den gekreuzigten Christengott annehmen?"

„Seid ihr deshalb hierher gekommen, um solche Fragen an mich zu stellen?" versetzte Karl.

„Wir stehen vor dir als Eideshelfer der Katten," antwortete Hunred. „Strafst du sie, weil sie ihre Schalke zum Götterfest uns verkauften, so strafst du alle Sachsen und beleidigst unsere Asen. Gebietest du aber, daß unsere Götter nichts mehr gelten und ihnen keine Menschenopfer mehr gebracht werden dürfen, erst dann strafst du mit Recht die Katten."

Der plumpe Kniff lockte ein flüchtiges Lächeln auf Martells Gesicht.

„Was könnte mein Gebot zur Vertreibung der Götter nützen? Das Volk der Sachsen wüßte ja nichts hievon."

Jetzt gingen die Adalinge auf das Eis.

„Oho! Wir stehen hier im Namen aller Sachsen," rief es vierstimmig. „Hinter uns stehen alle freien Männer."

„Bei unserer Heimkunft," versicherte Wolfar, „wird ein Sturmwind durch ganz Sachsen die Kunde tragen: Der Frankenherzog vertreibt die Götter! Alle Asen müssen flüchten."

„Was wird das Volk der Sachsen antworten?" forschte Karl.

„Die Antwort werden dir alle freien Männer bringen, — darauf kannst du dich verlassen," erwiderte Unruoch.

Martell warf einen vielsagenden Blick nach der Fürstenbank.

„Gesteht und bekennt ihr, eure Schalke diesen Adalingen verkauft zu haben?" wandte er sich an die Hessen.

„Warum sollten wir das leugnen?" antwortete Goddav. „Schalke zu kaufen und zu verkaufen, ist altes Recht und nicht verboten. Was die Franken tun, dürfen auch wir tun."

„Die Franken sind Christen, weshalb ihnen Menschenopfer sehr schwere und strafbare Verbrechen sind," sprach streng der Herzog. „Ihr seid Christen und habt gewußt, daß eure Schalke den Götzen sollen geopfert werden, darum seid ihr mitschuldig an den Verbrechen."

„Nein, Herr, nein!" widersprachen entschieden die Frilinge.

„Hätten wir gewußt," erklärte Gunther, „daß unsere Schalken sollen den Götzen geopfert werden, um keinen Preis hätten wir sie den Heiden verkauft. Wir sind Christen, getauft und in das Reich Gottes aufgenommen durch den heiligen Mann Bonifatius."

„Habt ihr ihnen nicht gesagt, wozu die Schalke bestimmt sind?" fragte Karl die Sachsen.

Die Gefragten zuckten die Achseln und schwiegen.

„Warum beantwortet ihr meine Frage nicht?"

„Weil uns diese Sache nichts angeht," erwiderte Waltgaud.

„Ihr habt doch erklärt, die Eideshelfer und Anwälte der Hessen zu sein."

„Das sind wir nach unserm Sinn, weiter nicht," versetzte Hunred. „Deine kniffige Frage geht uns nichts an."

„Gerade in der richtigen Beantwortung meiner Frage liegt die Entscheidung, ob die Hessen schuldig sind, oder unschuldig."

„Kein kluger Mann redet gegen seinen Vorteil," versicherte Unruoch.

Karl neigte sich zur Überzeugung, daß die Hessen von der Bestimmung der Schalke nichts wußten. Im Plane der Adalinge lag deren Verurteilung, weil sie diesen Umstand zur Verhetzung der Christenhasser ausbeuten wollten.

„Herzog, warum bedenkst du dich lange?" rief Hunred. „Mache die Sache kurz. Strafe die Katten, verbiete bei Galgen und Rad den Sachsen die Menschenopfer."

„Bin ich Herr und König des Sachsenvolkes? Da ich nicht weiß, was ihr unter eurem „Vorteil" versteht, und ihr meine Frage über das Wissen oder Nichtwissen der Hessen bezüglich der Opferung ihrer Schalke nicht beantwortet, — ich jedoch ein gerechtes Urteil finden und sprechen will, so setze ich auf drei Stunden das Verhör aus, zur gründlichen Erwägung des Falles. Während dieser drei Stunden sind die edlen Fürsten der Sachsen und die freien Männer der Hessen meine Gäste."

Nach diesen Worten erhob er sich und verließ mit den Reichsgroßen die Halle in derselben Ordnung wie sie kamen.

Die Adalinge standen verblüfft. Sie konnten ein Verfahren nicht verstehen, das gar sehr den Sitten

ihres Landes widersprach. Und jetzt wurde ihnen eine neue Überraschung.

Karlmann verließ seinen Platz im Hintergrunde und trat freundlich heran, im Innern hocherfreut, daß sein Vater ahnungslos, durch die Einladung der Sachsen, das Gelingen seines Planes begünstigte.

„Da euch mein Vater als seine Gäste betrachtet, so ergötzt es mich weidlich, euch dienen zu können."

„Was — wer bist du?" riefen die Sachsen erstaunt.

„Ich bin Karlmann, der älteste Sohn des Herzogs der Franken.

Die Adalinge und Frilinge machten unwillkürlich plumpe Verbeugungen, wobei ihre rauhen Gesichter durch entstellendes Lächeln nicht anziehender wurden. Bewundernd betrachteten sie die eherne Gestalt des Speerwerfers.

„Ja, so muß es sein!" sagte Hunred. „Ein Held, der seinen starken Speer mit Wodan und Thor um die Wette wirft, muß der Sohn des gewaltigen Streithammers sein."

„Seid so gefällig, edle Männer, mich nach der Gaststube zu begleiten, auf daß ihr an Imbiß und Trank euch labet."

„Ha — ha, das ist gut gesagt!“ rief Waltgaud. „Dir folgen wir gern; denn unser Durst ist noch größer als unser Hunger.“

Sie gingen nach einem Nebengebäude und betraten die sehr geräumige Gaststube. Karlmann hob den Helm vom Haupte, und sein langes, dichtes Goldhaar wallte über die Schultern herab. Auch sein jugendliches Angesicht wurde vollständig sichtbar, dessen männliche Schönheit die Gäste mit Staunen betrachteten.

„Er ist gewaltig wie Gott Wodan, dabei stattlich und schön wie Gott Baldur,“ versicherte Wolfar, nachdem Karlmann die Stube verlassen hatte.

Beda sprach mit den Hessen.

„Wie meinst du, ehrwürdiger Mann, wird uns der Herzog strafen, oder jeglicher Schuld ledig sprechen?“ fragte Asulf.

„Da ihr zum Götzenopfer euere Schalke nicht verkauft und auch keine Kenntnis von den Absichten der Adalinge hattet, so wird der Herzog an euch keine Schuld finden. — Ich gehe in das Kloster und komme in drei Stunden wieder; denn für einen Mönch will es sich nicht schicken, an Trinkgelagen teilzunehmen. Vergesset nicht, edle Männer, daß ihr Christen seid, euch der Unmäßigkeit und Völlerei nicht überlassen dürft wie die Heiden, welche Gott nicht kennen.“

Nach dieser Mahnung verließ Beda die Gaststube.

„Wohin geht der Mönch?“ fragte Hunred.

„In das Kloster — kommt aber in drei Stunden wieder,“ entgegnete Gunthar.

„Warum geht er? Weil der heilige Mann mit uns Heiden keine Becher leeren will,“ spöttelte Unruoch.

„Die Mönche sollen allerdings das Beten und Fasten mehr lieben, als das Schmausen und Becherleeren,“ bestätigte Gunthar.

„Was eine Dummheit ist,“ behauptete Unruoch. „Ihr Katten seid nicht klug gewesen, deutsche Freiheit mit römischer Knechtschaft zu vertauschen.“

„Haben wir auch nicht getan,“ entgegnete Gunthar. „Die Christenlehre kommt nicht von Rom, sondern vom Himmel, von wo sie Gottes Sohn, Jesus Christus, gebracht hat.“

„Gerade dieser Jesus Christus gefällt mir gar nicht, weil er kein freier Mann ist, der mit Schwert und Speer aller Unholde sich erwehrt,“ urteilte Wolfar. „Er war kein streitbarer Bär, sondern ein dummes, wehrloses Schaf, das sich von seinen Feinden an das Kreuzholz nageln ließ. Und das soll ein Gott sein? Da sind doch unsere Götter ganz andere Leute. Donar zerschmettert mit seinem Donnerkeil alle Feinde, wenn er in schwarzen Wetterwolken über die Lande

dahinfährt. Wodans Schwert überwindet alle Widersacher und haut siegreich alles nieder, was ihm feindlich ist. Thor streckt mit seinem Streithammer alle Wichte zu Boden. Seht, das sind Götter — wahrhaftige Helden, neben denen sich der Christengott nicht darf sehen lassen!"

„So ist's!" bestätigte Hunred. „Dabei gehen uns die Götter nicht bloß voran im mannhaften Kämpfen und Siegen und Beutemachen, sondern auch im Becherleeren bei lustigen Gelagen und in blutiger Rache an allen Feinden. Der Christengott hingegen verbietet das Hassen und die Rache. Er will, daß man den Feinden verzeihe, ihnen sogar Gutes erweise, was doch läppisch und feige ist. Und dies alles zusammen ist eine Knechtschaft, der sich kein freier Mann unterwerfen soll."

„Jawohl — das stimmt — das ist recht geredet!" riefen die Adalinge.

„Es lebe der Kampf und die Rache!" fuhr Hunred fort. „Keine Feindesliebe, sondern Feindeshaß, — das ist mannhaft! Walhallas Seligkeiten sind volle Trinkhörner ohne Zahl — blutige Waffenspiele ohne Ende — auf ewig grünen Matten liegen und Räusche ausschlafen — dann wieder auf zum Durstlöschen und lustigen Jagen, — das sind Glückseligkeiten!"

Karlmanns Rückkehr unterbrach die Unterhaltung. Er hatte die Rüstung abgelegt und sich in eine reich

in Gold gestickte Ärmeltunika gekleidet. Ihm folgten einige Diener mit vollen Weinkrügen und Trinkbechern von Silber. Umfangreiche Platten mit gewaltigen Fleischstücken, gesulzt und gebraten, wurden aufgesetzt, dazu mächtige Brotlaibe. Karlmann erhob den gefüllten Becher zum Ehrentrunk.

„Edle Männer und liebwerte Gäste, euer Heil!"

„Dein Heil!" entgegneten alle, setzten die Gefäße an den Mund und leerten sie.

Darauf hob unter stetem Schweigen ein Verschlingen der Speisen an, wie es nur hungrige Riesen des Urwaldes leisten können.

Auch Karlmann schwieg bis zur vollen Sättigung der Gäste. Dann fing er an, nach seiner Erfindung von gestern abend, das scheinbar Unmögliche zu versuchen. Er wollte die Fürsten und durch sie alle freien Sachsen als Kampfgenossen der Franken gegen die Sarazenen gewinnen. Dieses kühne Unternehmen betätigte er mit solcher Klugheit und Berechnung, daß die Adalinge ihren Haß gegen die Franken, sogar das Becherleeren vergaßen.

6. Der heilige Bonifatius.

Das übermütige, herausfordernde Benehmen der Adalinge, sowie deren Äußerungen, bestätigten Martells Ansicht, daß die Sachsen abermals einen Kriegszug gegen das Ostreich planten. Den sieggewohnten Helden würde der bevorstehende Einbruch des wilden Volkes nicht beunruhigt, höchstens seinen Zorn zu dem Entschlusse gesteigert haben, bei diesem dritten Kriege das feindliche Land und dessen Bewohner durch schonungslose Verheerungen zu strafen. Allein der siegreich vordringende Halbmond in Westfranken und der Vernichtungskrieg des Islam gegen das Christentum stellten ihn vor eine Aufgabe, deren Lösung ihm, bei dem gleichzeitig drohenden Sachsenkrieg, unmöglich erschien. Da er seine ganze Macht gegen die Sarazenen aufbieten mußte, so war er gezwungen, der Brandfackel und dem Mordschwert der Sachsen das Ostreich zu überlassen. Zog er gegen die Sachsen und überließ Westfranken seinem Schicksal, so war die Eroberung von ganz Neustrien durch die Sarazenen unabwendbar. Da sich die aus Asien und

Afrika herbeigeströmten Feindesmassen aller festen Plätze bemächtigen würden, so war es fraglich, ob sie später mit Erfolg konnten angegriffen werden.

Solche Betrachtungen beschäftigten Karl nach seiner Rückkehr aus der Römerhalle in seine Gemächer. Was in dem Hammer stürmte und wogte, blieb äußerlich verborgen. Seine Haltung war ruhig. Keine Merkmale von Furcht oder Ängstlichkeit, Empfindungen, die ihm fremd waren. Allmählich aber wurde sein Gesicht so hart, als sei es aus Stahl geschnitten, und die Blicke des unbeweglich Sitzenden bohrten sich in den Fußboden. Das Öffnen der Zimmertüre entging ihm. Er sah nicht die erscheinende Gestalt im Ordenskleide des heiligen Benedikt.

Der Eingetretene blieb beim Eingang stehen. Forschend betrachtete er den Herzog, erkannte dessen ernstes Sinnen, das er nicht unterbrechen wollte, und wartete bescheiden, bis ihn der Fürst bemerken würde.

Die Tracht des Benediktiners unterschied sich nicht von jener aller Mönche. Die schwarze Kutte war steif und rauh, hinabreichend bis zu den nackten Füßen in ledernen Sandalen. Um die Hüfte schlang sich ein weißer Strick, dessen beide Enden lang herabfielen. Um die Schultern trug er an seidener Schnur ein hölzernes Kreuz mit silbernem Christuskörper. Dieses

einfache Pektorale verriet den Bischof, und das hagere, geistreiche Gesicht mit dem klaren Geistesblick den unermüdlichen Denker. Seine Haltung bezeichnete die regelrechte Demut des Ordensmannes, und fesselnde Ehrwürdigkeit kleidete wie ein Gewand den heiligen Bonifatius.

Karl hob endlich den Blick, gewahrte den Mönch an der Türe, erkannte den Heiligen, und wie von jähem Windstoße hinweggefegt, verschwand das finstere Gewölk aus seinen Zügen.

„Ah — willkommen, ehrwürdiger Bischof! Ihr kommt zur rechten Stunde, durch Eure erprobte Weisheit mir zu dienen."

Die „erprobte Weisheit" war keineswegs Ausdruck leerer Förmlichkeit, sondern Karls erfahrungsgemäße Überzeugung. Hoch schätzte er die Persönlichkeit des Bischofs, und würdigte dessen rastlose Missionstätigkeit. Er schützte ihn, soweit seine Macht reichte, gegen jede Gewalttätigkeit jener rohen Zeit und förderte nach Kräften das Missionswerk. Bereits im Jahre 724 stellte er ihm einen Schutzbrief aus, darin es heißt: „Kund sei euch, wie der apostolische Mann und Vater in Christus, der Bischof Bonifatius, zu uns gekommen ist und uns vorgestellt hat, daß wir ihn unter unseren Schutz und Schirm nehmen möchten, und ihr sollt wissen, daß wir dies mit bereitwilligem Gemüt getan

haben. Es hat uns demgemäß also gut geschienen, ihm unsere kraftvolle Hand in solcher Weise zu reichen, daß er allenthalben, wo es ihm gut dünkt, zu wandeln, mit unserem Wohlgefallen und unter unserem Schutz und Schirm ruhig und unversehrt sein soll, dergestalt, daß er Gerechtigkeit übe und Gerechtigkeit empfange. — Damit sich niemand unterstehe, ihn mit einer Widerwärtigkeit oder Verurteilung zu belästigen, er vielmehr jederzeit unter unserem Schutze unversehrt bleibe, haben wir zur größeren Glaubwürdigkeit dies mit eigener Hand bestätigt und mit unserem Ring besiegelt."[1])

Wie notwendig dieser Schutz war, erklärte Bonifatius in einem Briefe an den englischen Bischof Daniel von Winchester. „Ohne den Schutz des Fürsten der Franken," schreibt er, „kann ich weder das Volk leiten, die Priester, Diakone, Mönche und Mägde Gottes schirmen, noch vermag ich ohne seinen Befehl und die Furcht vor demselben die Gebräuche der Heiden und den verruchten Götzendienst in Deutschland zu hindern."[2])

Ein erschöpfendes Verständnis für die weittragende Wirksamkeit des Apostels der Deutschen hatte Martell nicht. Er war ein Mann des Schwertes, ein allzeit

[1]) Dr. Ph. Külb, Sämtliche Schriften des hl. Bonifatius Bd. I, S. 23. — [2]) Daselbst S. 26.

schlagfertiger Held im Kampfe gegen Mächte der Gesetzlosigkeit und des Aufruhrs und gewöhnt, an der Spitze seiner Kriegsmannen mit eisernem Streitkolben alle Feinde niederzuschmettern. Er wußte nicht, daß nur die Stiftung Christi, deren Lehren und religiöse Disziplin die heidnische Barbarei überwinden könne. Infolge dieses Mangels an Einsicht geriet er zuweilen mit Bonifatius in Widerspruch, wie es auch heute geschah.

„Zunächst bitte ich Eure Hoheit um Verzeihung, ob meiner Kühnheit, des Gaugrafen Sandrat Verfahren und Hierherkommen veranlaßt zu haben."

„Den Rat hättet Ihr füglich unterlassen können. Die Hessen sind nicht strafbar. Von der Bestimmung der Sklaven als Götzenopfer wußten sie nichts."

„In dieser Richtung liegt keineswegs die Bedeutung meines Rates, erlauchter Fürst! Vielmehr ging meine Absicht dahin, durch die vier Adalinge, die als Eideshelfer der Hessen erschienen, über die gegenwärtige Gährung in Sachsen Euch einen Wink zu geben. Ich setzte hiebei voraus, das Reden und Gebahren der Adalinge werde Euch erkennen lassen, wie dermalen in Sachsen man gegen die Franken gesinnt ist."

„Eure Annahme ist zutreffend, ehrwürdiger Bischof! Die vier Stammeshäupter machten aus ihrer feindseligen Gesinnung kein Hehl. Es fehlte nicht viel,

daß sie uns förmlich den Krieg erklärten. Nebenbei versuchten sie, mich zu scharfen Äußerungen und Drohungen gegen ihre Götzen zu reizen, um bei der Heimkehr das Volk verhetzen zu können durch die Meldung, ich verböte die Menschenopfer, sei ein Feind der Götter, beabsichtige die Vernichtung ihres Väterglaubens. Ich merkte die ausgeworfene Angel und biß nicht an. Ich werde ihnen erklären, daß ich an den Hessen keine Schuld finde, auch nicht berufen bin, den Sachsen die Menschenopfer zu verbieten; denn das Sachsenland gehört nicht zum Reiche der Franken. Gegenwärtig könnte ein Krieg mit den Sachsen für uns verhängnisvoll werden. Ihr werdet bereits wissen, daß in Neustrien die Sarazenen mit großer Macht erschienen sind, daß sie schon ganz Südgallien erobert haben."

„Herzog Eudo, den ich vorhin sprach, erzählte mir hievon."

„Und dies sagt Ihr mit einer Ruhe und Sorglosigkeit, als ob nur eine Wolke unzählbarer Heuschrecken, die aus Afrika herüberflogen, in Neustrien sich niedergelassen hätte."

„Meine Ruhe entspringt der Überzeugung, daß nicht von ungefähr, sondern nach Gottes Ratschluß über das tief gesunkene Westfranken ein längst verdientes Strafgericht ergeht."

„Für mich kein Trost in schweren Nöten ist Eure Rede," sprach ungehalten der Herzog. „Schickte Gott die Sarazenen, so dürfen wir ihnen nicht wehren, in Westfranken Gottes Ratschluß zu vollziehen. Sodann wären wir in Ostfranken stark genug, den bevorstehenden Krieg mit den Sachsen siegreich zu bestehen. Geht inzwischen die westliche Hälfte des Reiches an die Sarazenen verloren, siegt der Halbmond über das Kreuz, so haben wir dies nicht zu verantworten, indem wir uns beugten unter Gottes Ratschluß."

Der Heilige ertrug gelassen die bitteren und falschen Folgerungen seiner mißverstandenen Auffassung.

„Ich bitte Eure Herrlichkeit, meiner Worte Sinn nicht falsch zu deuten," sprach er sanft. „Wenn nach Gottes Ratschluß das in Westfranken herrschende Verderbnis gestraft wird, so geschieht dies nicht zum Untergang, sondern zur Rettung. Die Bücher des Alten Testamentes berichten, daß Gott wiederholt die Philister und andere Heidenvölker als Strafruten benützte über Israel, weil es von Gott abgefallen war und starrsinnig im Bösen beharrte. Kehrten aber die Juden, durch das Unglück und schwere Joch der Knechtschaft gebessert, reumütig zu Gott zurück, so erbarmte sich ihrer der Herr, schenkte ihnen Siege über ihre Feinde, beglückte sie mit Freiheit und vielem Segen.

In gleichem Sinne bitte ich, meine Bemerkung bezüglich der Sarazenen in Westfranken zu verstehen. Dort herrschen ja Zustände von solcher Bosheit und Ruchlosigkeit, daß sie Gottes Strafgericht geradezu herausfordern. Das Heiligtum wird geschändet durch sittenlose Priester. Das Kirchengut wird geraubt und verschwendet im Dienste der Sünde. Das hirtenlose Volk verirrt sich in der Wüste der Laster und der Irrlehre. Auf den Bischofsstühlen sitzen Männer ohne Tugend, ohne Weihe, ohne theologische Kenntnisse, rohe, blutbefleckte Krieger. Wer meint, solche Zustände könnten straflos fortbestehen, der kennt nicht das Walten des heiligen und gerechten Gottes."[1])

Martell erhob sich, verschränkte vor der Brust die Arme und sah finster herab auf den Bischof.

„In solcher Weise redet Ihr zu einem Mann, der auch in Westfranken gebietet?" hob er an. „Ich verschulde das ganze Verderbnis — das ist der Sinn Eurer Strafpredigt. Ich habe die unwissenden, weiheloſen, blutbefleckten, rohen Krieger auf Bischofsstühle gesetzt. Darum bin ich verantwortlich für das hirtenlose Volk, das sich verirrt in der Wüste der Laster und Irrlehren. Solches mir vorzurücken, durfte nur der Apostel der Deutschen, ein Mann wagen, der

[1]) Noch düsterer schildert der hl. Bonifatius in seinem Briefe an Papst Zacharias; vergl. Külb, Bd. I, S. 120.

beständig sein. Leben einsetzt zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden — ein Mann, den ich hochschätze, dessen Urteil ich achte. Wenn ich tapfere Krieger und kühne Helden, die wohl das Waffenwerk verstehen, nicht aber die Bibel, auf Bischofsstühle setze, so tue ich dieses aus Zwang. Meine beständigen Kriegszüge, zu denen die Gesetzlosigkeit der Menschen und Völker mich zwingt, erfordern ungeheuere Geldmittel und andere Güter, die ich nicht besitze. Die Soldaten dienen nicht umsonst, sondern um Sold, den ich ihnen nicht zahlen kann. Darum belohne ich sie durch Kirchengüter. Ohne die Unterstützung durch den Reichtum der Kirche, wäre ich machtlos und das ganze Reich der Auflösung verfallen. Kommen später Zeiten des Friedens und staatlicher Ordnung, dann werden ich oder meine erblichen Nachkommen das Entrissene der Kirche zurückgeben."[1])

„Ich danke Eurer Herrlichkeit für diese schuldmildernde Erklärung — aber eine Rechtfertigung enthält sie nicht," entgegnete sehr ernst Bonifatius. „Keine Umstände dürfen uns zwingen, das zu tun, was vor Gott ein Frevel ist."

„Dann müßte ich meinen Streithammer niederlegen und das ganze Reich dem sicheren Zerfall preisgeben."

---

[1]) Pertz, Merovingische Hausmaier, S. 82 flg.

„Nein, erlauchter Herr, durchaus nicht! Ihr seid von Gott berufen, unserer heiligen Kirche ein Beschützer und den Völkern ein Retter zu sein. Diesen erhabenen Beruf werdet Ihr mit Gottes Beistand erfüllen, ohne die Kirche zu berauben und der Stiftung Christi gute Hirten zu entziehen, die zwar keine tapferen Krieger, wohl aber Männer sind, deren frommes Leben und tatvolles Walten Gottes Segen über das Reich der Franken herabflehen würde. Der Klerus der Gegenwart ist aber in seiner Mehrheit nicht geeignet, den Segen, wohl aber die Strafe des Himmels zu verdienen. Unausgesetzt drängt es mich zu Klagen, Seufzen und Bitten vor dem göttlichen Heiland, wenn ich auf meinen Missionswanderungen dem eingerissenen Verderbnis begegne. Selbst in Gegenden am Main, wo bereits vor hundert Jahren durch den heiligen Martyrer Kilian das Christentum Eingang gefunden, herrscht im Klerus eine grausige Verwilderung, die naturgemäß das ganze Volk schädigen muß. Nächst Gott, der mit leiblichen und geistigen Kräften zu Missionsarbeiten begnadet, verdanke ich Eurer Güte, unter dem Schutze Eurer Macht den Heiden die Botschaft des Heiles bringen zu können. Darum erfaßt mich namenloses Wehe, meinen hochherzigen Beschützer in Wirrnisse verwickelt zu sehen, die ihm für Zeit und Ewigkeit schweres Unheil wirken."

Er schwieg und blickte schmerzlich bewegt vor sich hin.

„Unheil für Zeit und Ewigkeit? Was meint Ihr? Erklärt Euch!"

„Unliebsame Wahrheiten dem Mächtigen zu sagen, widerstrebt dem Schwachen," bekannte aufrichtig der Heilige. „Aber das Gebot der Pflicht, in Verbindung mit dankbarer Liebe zu meinem hohen Schirmherrn, sind stärker als Feigheit und Menschenfurcht der niederen Natur. Darum will ich reden aus Pflicht und Liebe, selbst auf die Gefahr, Eure Ungnade zu verdienen. — Nach dem Willen des Erlösers der Welt und nach den Satzungen seiner Kirche, sollen wissenschaftlich gebildete, berufseifrige, sittlich unbescholtene Männer zu Priestern und Bischöfen erwählt und geweiht werden. Das Pflichtbewußtsein dieser Männer soll stärker und bestimmender sein, als das höchste irdische Gut, das Leben. Darum lehrt Jesus Christus: ‚Der gute Hirt läßt sein Leben für die Schafe.' An den Bischof Titus schreibt der Apostel Paulus: ‚Der Bischof soll unbescholten sein, als Gottes Verwalter, nicht stolz, nicht zornmütig, nicht trunksüchtig, nicht streitsüchtig, nicht gierig nach schnödem Gewinn, sondern gastfrei, gütig, nüchtern, gerecht, enthaltsam, heilig.' Nun betrachte Eure Hoheit jene Trunkenbolde und Wüstlinge — jene rohen, mordlustigen, blutbefleckten Krieger, die Ihr auf Bischofsstühle und in den Genuß der Kirchengüter gesetzt! Vergleicht sie mit jenen tugendhaften, seeleneifrigen und gebildeten Männern,

die nach Christi und der Kirche Weisung allein zu Bischöfen und Priestern berufen sind. Ihr werdet finden, in dieser höchst wichtigen Angelegenheit schnurstracks dem Gebote Gottes entgegen gehandelt zu haben. Ihr behauptet zwar, aus Zwang in solcher Weise verfahren zu müssen. Glaubt Ihr etwa, dereinst vor Gottes Gericht die verschuldete Strafe durch den vorgehaltenen Schild des Zwanges abwehren zu können?"

„Allerdings glaube ich dies! Was ein Mensch aus Zwang tun muß, kann ihm nicht angerechnet werden."

„Eine verhängnisvolle Irrmeinung, erlauchter Herr! Nach sotaner Satzung hätten nicht zwölf Millionen Martyrer durch ihren Heldentod Gott verherrlichen können, weil sie aus Zwang ihren Glauben verleugnen durften. Jesus hätte auch nicht lehren können: ‚Wer sein Leben mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.' Er hätte bildlich nicht sprechen können: ‚Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir; denn es ist dir besser, mit einem Auge in das Leben einzugehen, als mit zwei Augen in das höllische Feuer geworfen zu werden.' Genau in demselben Geiste würde Jesus zu Euch sagen: ‚Wenn deine Herrschaft dich ärgert, das heißt, zur Übertretung hochwichtiger Gebote dich verleitet, so wirf sie von dir; denn es ist dir besser, ohne Herrschaft in das Himmel-

reich einzugehen, als herrschend verdammt zu werden.' — Ich bitte inständig, erlauchter Fürst, Eures ewigen Heiles eingedenk zu sein."

Martell erwiderte kein Wort, wandte sich ab und schritt sinnend im Zimmer hin und her.

Auch der Heilige schwieg. Bei der Wichtigkeit und Tragweite des Gegenstandes flüchtete er zu Gott, wie er in solchen Fällen zu tun pflegte. Er faltete die Hände, neigte das Haupt und trat mit flehender Bitte vor den Allgegenwärtigen.

Martell gewahrte den überirdischen Verkehr des Bischofs, sah das geistig leuchtende Angesicht des Betenden und trat vor ihn.

„Der Hölle zu entrinnen, muß ich der Herrschaft entsagen, — das ist doch Eure Meinung?"

„Gewiß nicht — im Gegenteil!" antwortete Bonifatius im Tone entschiedener Abwehr. „Den Irrpfad sollt Ihr meiden, den richtigen Weg zum Ziele gehen, — das ist meine Meinung."

„Zu welchem Ziele?"

„Zum ewigen Leben, und dazu ist der Welterlöser der einzig richtige Weg."

„Etwas dunkel für einen Mann, der kein gelehrter Mönch, doch aber ein Herrscher ist."

„Das Herrschen ist allerdings Euer Beruf, den Ihr aber mit und nicht gegen Gott erfüllen sollt."

„Ich verstehe! Alle dem Schwert und den Weltfreuden ergebenen Bischöfe soll ich davonjagen, und deren Stellen mit frommen Männern besetzen. Ich soll allen in geilem Schmutz lebenden Diakonen das Heiligtum der Priesterweihe verschließen, dagegen Mönche Eurer strengen Zucht befördern. — Das sind für mich unlösbare Aufgaben. Wozu an das Unmögliche Zeit und Kraft verschwenden, zumal mein ganzes Können gerade hinreicht, das wankende und bedrohte Reich zu erhalten."

„Ich bitte Eure Hoheit, zu bedenken, daß nur ein pflichtbewußter und würdiger Klerus der Grundpfeiler des Reiches und der Volkswohlfahrt ist. Omne bonum a clero bono, omne malum a clero malo, — alles Heil für das Volk kommt vom guten Klerus, alles Unheil vom schlechten Klerus. Von den Aposteln und deren Nachfolgern in der Seelsorge sagt Christus: ‚Vos estis sal terræ, — vos estis lux mundi, — ihr seid das Salz der Erde, — ihr seid das Licht der Welt.' Und dann fügt er bei: ‚Womit soll man salzen, wenn das Salz schal geworden ist? Es ist unnütz und verdient hinausgeworfen und von den Füßen zertreten zu werden.' Eure Siege auf den Schlachtfeldern haben für christliche Kultur und Gesittung nur dann bleibenden Wert, wenn das vom göttlichen Christ ge-

schaffene Salz der Erde und das Licht der Welt Eure Heldenlaufbahn begleiten. Wo das Salz fehlt und das Licht, dort herrscht Sittenverwilderung und Fäulnis — Nacht und Niedergang. Ohne die von Christus geordnete Heilsstiftung, die Kirche, gibt es für die Völker keine aufsteigende Kulturentwicklung. — — Dringend bitte ich, die von der Vorsehung Euch übertragene Mission in ihrer Größe richtig zu erfassen. Zu dieser Mission kommt jetzt noch die Aufgabe, der Christenheit Europas ein Retter zu sein gegen die gewaltige Macht des Halbmondes."

„Kein Zweifel, in Gefahr ist das Kreuz!" bestätigte Martell. „In Asien und Afrika hat der Islam das Kreuz in den Staub getreten, jetzt kommt Europa an die Reihe. In Spanien herrscht bereits der Halbmond, in Aquitanien gebietet er, — das übrige Europa könnte bald nachfolgen," schloß er in verhaltenem Grimm und wandte sich ab.

„Wie Herzog Eudo erzählte, flüchteten die Christen in die Berge und Wälder," fuhr Bonifatius fort, ohne die erbitterte Stimmung des Fürsten zu beachten. „Durch Unglück schwer gebeugt, rufen sie unablässig zum Himmel, Errettung aus gänzlichem Verderben erflehend. Überhaupt sei ganz Westfranken in Angst und Schrecken und plötzlich sehr fromm geworden, indem Fasten und Beten, Versöhnungen zwischen Feinden und Rückerstattungen geraubter Güter zu den

täglichen Übungen gehören; denn bei der zahllosen Feindesmenge glaube man, daß nur der Allmächtige helfen könne. Ich bitte Eure Hoheit, dem Westreiche ein Retter zu sein."

Martell stieß ein kurzes, abschreckendes Lachen hervor.

„Das Ostreich aber den Sachsen und Friesen zum Ausplündern und Verheeren zu überlassen," rief er, kaum fähig, seine Wut zu bändigen.

„Die Sachsen und Friesen werden den beabsichtigten Kriegszug nicht unternehmen," sprach mit solcher Ruhe und Sicherheit der Heilige, daß Karl, der wie ein ergrimmter Löwe mit stampfenden Tritten im Zimmer sich bewegte, stehenblieb und Bonifatius forschend betrachtete.

„Es ist nicht ausgeschlossen," fügte der Bischof hinzu, „daß Sachsen und Friesen die Kampfgenossen der Franken gegen die Sarazenen sein werden."

„Eure Ehrwürdigkeit redet verwunderlich. Was Ihr sagt, ist ganz unmöglich."

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Sachsen und Friesen können Eure Mission nicht hindern," versetzte bestimmt und sicher der Heilige.

„Woher wißt Ihr das?" forschte in wachsendem Erstaunen der Herzog.

„Durch meine Überzeugung bezüglich Eurer Mission, deren Erfüllung im vorliegenden Falle unmöglich wäre durch Krieg mit Sachsen und Friesen. Also müssen die Heidenvölker ihren Plan aufgeben."

„Sie müssen? Wer kann dies verbürgen? Genügende Bürgschaft leistet mir keineswegs Eure Überzeugung. — — Aber — was ist das?" unterbrach er sich.

Lärm, Getöse und Waffenklirren schallte durch den Gang, der zu Karls Gemächern führte.

„Der Herzog muß daran glauben — wo ist er — wo steckt er?" riefen dröhnende Stimmen.

Die Türe wurde weit aufgestoßen. Herein stürmten die Sachsen und Hessen, denen Karlmann folgte.

Der Herzog mochte einen jähen, unbesonnenen Ausbruch und Überfall teutonischer Wut vermuten; denn rasch betrat er das anliegende Zimmer.

Bonifatius hatte sich erhoben und ging den Hereinstürmenden entgegen, durch seine milde, ehrwürdige Erscheinung ein schreiender Gegensatz zu den erregten, ungestümen Sachsen. Beim Anblick des Bischofs riefen erfreut die Hessen: „Seht doch, der heilige Mann! Jetzt haben wir gewonnen — unser Muntwaldo ist der heilige Bonifatius!"

Wie Bannspruch wirkten die Worte auf die Sachsen. Jener furchtbare Zauberer stand vor ihnen, auf dessen

Spruch das höchste Heiligtum, Donars Rieseneiche bei Geismar, durch einen Wirbelsturm zerrissen und gefällt wurde. Nach dem Aberglauben des deutschen Heidentums hausten allenthalben viele Kobolde, Hexen, Zauberer, Zwerge, Wichteln und andere menschenfeindliche Wesen. Der Mächtigste von ihnen war der Zauberer Bonifatius, der Zerstörer von Donars heiliger Eiche. Scheu wichen die Adalinge zurück, mit weit geöffneten Augen Bonifatius betrachtend, der freundliche Worte zu den Hessen sprach, jedenfalls Zauberworte, wie das heitere Benehmen und glückliche Lächeln der vier christlichen Frilinge bewies.

„Gerne bin ich euer Anwalt oder Muntwaldo; denn ihr seid ja meine Söhne, die ich durch das heilige Sakrament der Taufe wiedergeboren habe," ermunterte Bonifatius die Hessen. „Du, Gunthar, hast ein gutes Mundstück. Trage dem Herzog eure Sache vor; ich werde dich, wenn nötig, mannhaft unterstützen."

Unternehmend stellte sich Gunthar vor den zurückkehrenden Fürsten.

„Herzog, du hast gesagt, wir sollen in drei Stunden vor dich kommen, deinen Spruch zu hören. Dreimal ist die Stunde im Sandglase abgelaufen. Da sind wir. Was sagst du?"

„Nach gründlicher Überlegung fand ich, daß ihr Hessen sonder Schuld und darum straflos seid, weil

ihr nicht gewußt habt, daß eure verkauften Sklaven den Götzen sollten geopfert werden. Dagegen," fuhr er in strengem Tone fort, „finde ich die Sachsenfürsten nicht frei von Meintat, weil sie diesen Hexenbrei nur deshalb angerührt haben, um mich zu bestimmen, jene zu strafen, welche den Göttern Menschenopfer geliefert haben. Wäre ich in diese verdeckte Grube gefallen, dann hätten mich die Adalinge in ganz Sachsen ausgeschrien als Götterfeind und das Volk zum Kriege wider die Franken aufgestachelt. Solches Tun ist Meintat, unmannhafte Arglist und Falschheit."

Jetzt kam Leben in die Sachsen, bisher eingeschüchtert durch die Gegenwart des Zauberers.

„Was du sagst, ist alles wahr, bis auf die Meintat und die unmannhafte Falschheit," erklärte Hunred. „Dem Feinde eine Grube zu graben, ist weder unmannhaft noch meintätig, sondern Kriegslist."

„Du gestehst also, daß ihr abermals einen Kriegszug wider die Franken im Sinne führt."

„Warum sollten wir das leugnen?" entgegnete Waltgaud. „Das Liegen um den Herd auf der faulen Haut wird man leidig. Aller freien Männer Lust, Ehre und Gewinn ist der Krieg. Mit solchem Kriegsfeuer pflegt uns Gott Wodan einzuheizen, daß wir im Gaukriege wider uns selbst streiten, wenn nach auswärts keine Heerfahrt möglich ist. — Jetzt aber

merke auf, Herzog, was ich sage! Mit dir und deinen Franken wollen wir keinen Schwertstreit. Ganz anderswohin lockt uns das Kriegsfeuer. Wir haben uns in den Kopf gesetzt, deine Schwertmagen zu werden. Dir und deinen Franken wollen wir Kampfgenossen sein gegen die Mohren."

Das größte Erstaunen malte sich auf Karls Gesicht, dessen Blicke zwischen den Sachsen und Bonifatius wechselten.

„Nicht wahr, da horchst du?" rief Unruoch. „Was der Adaling Waltgaud sagte, ist ganz nach unserem Sinn."

„Ich verstehe!" sprach Martell. „Da es nach eurer Ansicht mannhaft ist, dem Feinde eine Grube zu graben, so könnte die angebotene Kampfgenossenschaft für die Franken auch eine Grube sein."

„Nein, durchaus nicht! Keine Grube! Redlich ist's gemeint — sonder Hinterlist!" riefen ungestüm die Sachsen.

„Wie kommt ihr zu dieser merkwürdigen Sinnesänderung?" forschte Martell. „Niemals waren die Sachsen Kampfgenossen der Franken."

„Recht geredet!" bestätigte Wolfar. „Unsere Sinnesänderung will ich dir klarmachen. Dein Sohn Karlmann, ein gewaltiger Speerwerfer, der es im Zieltreffen mit Thor und Wodan aufnimmt, hat deine

Gäste sattsam bewirtet. Wir fragten ihn, was die vielen Fürsten und Grafen in deiner Burg bedeuten. Darauf antwortete er, es gelte einen Kriegszug nach Westfranken, wo die Mohren in unzählbarer Menge eingebrochen seien. Darnach erzählte er uns, woher die Mohren kommen, was sie für Leute sind. Dabei setzte er auseinander, daß sie große Schätze an Gold, Silber, kostbaren Gewändern und allen möglichen Kleinodien mit sich führen — unermeßliche Schätze aus allen Ländern, die sie ausgebeutet haben. Jetzt ging uns ein Licht auf. Deutlich und klar sahen wir, daß es Dummheit wäre und schnurstracks gegen unseren Vorteil, der Franken Feinde und nicht deren Schwertmagen zu sein."

„Ja, so ist's!" bestätigten mit eifrigem Kopfnicken die Sachsen.

„Doch müssen wir den Vorbehalt machen," fügte Hunred bei, „daß deine Schwertmagen wider die Mohren auch Teilhaber sind an der ganzen Schwertbeute, so wie es Brauch und Herkommen ist."

„Was sich von selbst versteht, — jedem sein Recht!" versicherte Karl. „Doch, verzeiht, tapfere Männer und edle Fürsten, wenn ich in euerer angebotenen Waffenfreundschaft einen starken Haken finde! Ihr seid zwar mächtige Adalinge und Gebieter in vier Gauen, bewohnt von vielen streitbaren Frilingen. Ich baue

fest auf euer Wort und halte euch des Verrates nicht fähig. Was geschieht jedoch, wenn die übrigen freien Sachsen eurer Meinung nicht beistimmen? Sind wir zusammen mit starker Heeresmacht nach dem fernen Westfranken gezogen, da brechen alle daheimgebliebenen Adalinge und Frilinge in das Ostreich zu Raub, Mord und Brand. Seht doch, in welche Grube des Unheils und Verderbens wäre ich gefallen!"

Indes er noch redete, machten die Sachsen lebhafte Abwehrbewegungen mit Armen und Köpfen.

„Das geschieht nicht — das kann nicht sein! Treue halten die Sachsen ihren Schwertmagen!" riefen sie.

„Herzog, merke, was ich sage!" nahm Hunred das Wort. „Nicht bloß wir vier Stammesfürsten von vier Gauen schließen mit dir und den Franken eine feste Waffengenossenschaft gegen die Mohren, dies tuen auch durch uns alle Adalinge und Frilinge aller Gauen unseres Volkes. Wir sprechen und handeln im Namen aller freien Sachsen. Wir wissen, was wir können und sind keine verlogenen Wichte, die mehr versprechen, als sie halten können. Um dir allen Verdacht auszutreiben, verbürgen wir uns mit Leib und Leben, mit Gut und Freiheit für treues Festhalten an unserer Waffenverbrüderung mit dir und den Franken gegen die Mohren. Den Zeitpunkt bestimmst du, wann der

Kriegszug anhebt, einige Wochen voraus, auf daß wir uns für die weite Fahrt stark rüsten können. Stehst du an der Spitze des Frankenheeres zum Abzuge bereit, wir Sachsen aber kommen nicht, weil wir an dir meineidige Wortbrecher geworden, — dann führst du dein mächtiges Heer nicht nach Westfranken, sondern nach Sachsen, um schreckliche Rache zu nehmen an dem meintätigen Volke. — Gefällt dir das?"

„Stimmt ihr alle bei?" wandte sich Karl an die Adalinge.

„Versteht sich! Hunred hat für uns alle geredet."

„Wohlan, edle Fürsten, ich nehme euer Bündnis an!" sprach feierlich ernst der Herzog. „Schließen wir Kampfgenossenschaft gegen die Mohren bei Ehre und Manneswort."

Sofort wurde das Bündnis verbrieft und besiegelt durch kräftigen Handschlag.

„Mich freut die Waffengemeinschaft mit den tapferen Sachsen," versicherte Martell. „Das Nähere werden wir morgen nach der Fürstenversammlung miteinander verabreden. Bis dahin seid meine werten Gäste. Da mich gegenwärtig eilende Staatsgeschäfte verhindern, so wird meinen Verbündeten gegenüber Karlmann die Stelle seines Vaters vertreten."

Unter beifälligem Kopfnicken verließen sie mit Karlmann das Zimmer.

Der Herzog wandte sich an Bonifatius, der im Laufe der ganzen Verhandlung bescheiden im Hintergrunde geblieben.

„Ehrwürdiger Bischof, Ihr seid fürwahr das, was die Hessen Euch geheißen — ein heiliger Mann! Hiezu kommt meine Erfahrung, daß Ihr auch ein von Gott erleuchteter Seher und Prophet seid. Was Ihr vorausgesagt und ich für unmöglich erklärte, hat sich dennoch erfüllt: die Waffengemeinschaft der Sachsen mit den Franken. Ein wahres Wunder!"

„Ja, eine Wirkung göttlichen Waltens!" versetzte der Heilige. „Verzeiht jedoch, erlauchter Herr, meinen Widerspruch bezüglich der mir beigelegten prophetischen Gnadengabe. Ich bin kein Prophet, sondern ein unwürdiger Diener Gottes und kein Heiliger, doch aber ein armer Sünder. Mein nun verwirklichtes Voraussagen entsprang lediglich meinem Glauben an Eure von Gott gewollte Mission, die Christenheit zu retten aus der drohenden Knechtschaft des Halbmondes. Die Erfüllung dieser Mission wäre unmöglich gewesen durch den bevorstehenden Sachsenkrieg. Sohin war das Eingreifen göttlicher Leitung notwendig, um das Hindernis zu beseitigen."

„Ganz richtig! Dagegen ist unrichtig, was Ihr von dem armen Sünder gesagt. Gerade Eure Ver-

demütigung ist ein neuer Beweis von Eurer Heiligkeit, dieweilen stolzer Sinn den heiligsten Menschen entheiligen müßte. Und Eurer Heiligkeit Gegenwart bin ich hocherfreut," fuhr er fort; „denn ich bedarf gar sehr ungewöhnlichen Beistandes, um den Widerstand der Reichsgroßen gegen die Heerfahrt nach Westfranken zu überwinden. Dieser Kriegszug ist ein überaus schwieriges Unternehmen. Bei der ungeheueren Feindesmenge bedarf es des Aufgebotes der ganzen Streitmacht des Frankenreiches. Hiezu kommt die feindselige Gesinnung, der im geheimen gärende Aufruhr mancher Herzogtümer des Ostreiches. Wiederholt mußte ich die Alemannen, die Thüringer, die Bayern mit Waffengewalt unter die schuldige Botmäßigkeit zwingen. Ja, nur dem Zwang gehorchen sie, nicht der schuldigen Treue. Ihr meineidiges Herz begrüßt mit geheimer Freude den Einbruch der Sarazenen in das Reich, während sie mit heuchlerischer Miene die Unmöglichkeit beklagen, ihre Heimat, ihren Volksstamm nicht schutzlos verlassen zu können, um zu streiten wider unbesiegbare Feindesmassen. Sogar mein Gesippter Hugibert, der Bayern Herzog, welcher heute mit seinen Grafen am Hoflager eintraf, ist von gleicher Gesinnung. Auch er denkt und hofft, es werde aus des geeinten Reiches Zertrümmerung Bayerns Unabhängigkeit hervorgehen. Was ist bei solcher Denkweise häßlicher — Verrat oder Torheit?"

Während Karl, von Sorgen und Entrüstung heftig erregt, die äußerst gefährliche Lage besprach, bewahrte Bonifatius seinen ruhigen Gleichmut.

„Längst beklagte ich, daß die deutschen Stämme für ein geeintes Reich kein Verständnis haben," entgegnete er. „Die andauernde Verwilderung durch barbarische Sitten, die durch den Götzendienst genährten schauerlichen Leidenschaften der Rachgier und des Blutdurstes sind ebenso viele Ursachen, die deutschen Stämme zu zerklüften und gegen sich selbst wüten zu lassen. Was jedoch das Heidentum nicht vermochte, wird das Christentum schaffen, — ein geeinigtes deutsches Volk unter dem gemeinsamen Banner des Kreuzes. In Bayern, Alemannien, Thüringen und am Rhein hat das Christentum seit vielen Jahren Eingang gefunden. Trotz des sal infatuatum, des verdorbenen Klerus und der geharnischten, weiheloſen Männer auf den Bischofsstühlen, hat das hirtenlose Christenvolk dennoch seinen Glauben und seinen Heiland nicht vergessen. Infolge der Belehrung und Ermahnung meiner Ordensbrüder in den genannten Herzogtümern werden alle streitbaren Christen mit Begeisterung sich scharen unter dem Banner des Kreuzes, zum Kampfe gegen den Halbmond. Darum seid bester Hoffnung, erlauchter Fürst! Ihr werdet Eure Mission erfüllen, der Christenheit ein Retter zu sein, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten."

Die Rede enthielt für den Majordomus einen schweren Vorwurf, weil er, wie Bonifatius vorher gezeigt, das „sal infatuatum und die geharnischten, weiheloſen Männer auf den Bischofsstühlen“ verschuldet. Gegen diesen wiederholten Vorhalt versuchte er keine zweite Rechtfertigung seiner Regierungsweise, weil die Hochschätzung für den Bischof sich zur Bewunderung und Verehrung für den Heiligen gesteigert hatte.

„Dank für die Tröstung — auch Dank für die richtige Weisung zur Festigung des Reiches und für die Wohlfahrt seiner Bewohner,“ sprach er mit huldvoller Neigung des Hauptes. „Ich bitte, während Eures Aufenthaltes in Köln mein Gast und morgen Teilnehmer an der Fürstenversammlung zu sein, auf daß Euer Wort und das Ansehen Eurer Heiligkeit auch die schwankenden Reichsgroßen für die Heerfahrt gewinnen.“

„Der zweiten Einladung Eurer Hoheit folge ich nach Pflicht und mit großer Freude, Euch dienen zu können. Dagegen ziemt dem Mönche nicht der Aufenthalt am geräuschvollen fürstlichen Hoflager. Gestattet daher, daß ich zum stillen Kloster mich begebe, und dort vor Gott mich sammele zur Aufgabe für morgen.“

7. Im Kriegsrat.

Unter dem Vorsitze des Majordomus tagten am folgenden Morgen die Reichsgroßen im Königssaal — eine glänzende Versammlung. Alle waren in reiche, durch goldene Verbrämungen gezierte Gewänder gekleidet. Nach altem Herkommen, bei solchen Zusammenkünften bewaffnet zu erscheinen, trugen sie an ledernen, mit Edelmetall eingelegten Gurten ihre langen, wuchtigen Schwerter, die kriegerischen Bischöfe von Trier, Köln und Mainz nicht ausgenommen. Schon das Benehmen der hochragenden, gewaltigen Recken, ihr stolzer Trotz in Blick und Mienenspiel, sowie das verhaltene, dumpfe Dröhnen ihrer rauhen Stimmen vor Beginn der Verhandlungen verkündete zwiespaltige Gesinnung und hartnäckiges Festhalten am Standpunkte. Beim Erscheinen Karls, der mit Bonifatius den Saal betrat, wurde es stille. Nicht auf dem sieggekrönten Helden, dem machtvollen Beherrscher des Frankenreiches, ruhten alle Blicke, sondern auf dem heiligen Mann, dessen rastlose Tätigkeit und wunderbaren Missionsarbeiten in allen deutschen Gauen gepriesen wurden. Während in den

Mienen der weltlichen Großen Ehrfurcht und Verehrung sich spiegelten, grinste auf den Gesichtern der Laienbischöfe häßlicher Neid.

„Was hat Roms Sendling hier zu schaffen?" knurrte Milo von Trier. „Er trägt vom Reiche kein Lehen, hat also kein Recht, einer Fürstenversammlung beizuwohnen, die keine Synode ist."

„Gemach, Herr Milo, gemach!" höhnte der beweibte Bischof von Mainz. „Ihr dürft einen Mann nicht schelten, der im Auftrage des heiligen Petrus in Rom allenthalben sich darf sehen lassen, um das Salz auszustreuen für heilsbedürftige Schafe, dazu das Licht der Welt leuchten zu lassen für Menschen, die sich den Engeln beigesellen wollen."

Milo erwiderte die Hohnrede mit höhnischer Grimasse.

Karl Martell saß auf dem goldenen Königsstuhl. Die Herzöge und Grafen nahmen nach ihrer Rangordnung die Sitze auf den Bänken ein. Am unteren Ende des Saales, Martell gegenüber, war für Bonifatius ein Sessel hingestellt; denn in der Reihe der Reichsgroßen gab es für den Missionsbischof keinen Platz. Dennoch bildete der Mann in dem dürftigen und rauhen Mönchsgewande, dazu gekleidet in fesselnde Ehrwürdigkeit und geistige Verklärung, die anziehendste und hervorragendste Erscheinnug inmitten fürstlichen Prunkes. Die bescheidene Ruhe seines Wesens und

der geistreiche Ausdruck seiner Züge waren sprechende Gegensätze zu dem stolzen Trotz auf den breiten Gesichtern und in dem Gebaren der kriegerischen, an Kampf und Blutvergießen gewöhnten Hünen. Im Laufe der folgenden, zuweilen stürmischen Verhandlung, bewahrte er seine Ruhe und würdevolle Haltung, einem hehren Wesen vergleichbar, das sich von der Höhe überirdischer Vollkommenheit herabließ in das niedere Treiben leidenschaftlicher Erregung.

„Ich habe die Herzöge und Grafen des Ostreiches eingeladen, mit mir über die Mittel und Wege zu beraten, die zur allgemeinen Wohlfahrt geeignet sind," begann Karl Martell. „Nun aber sind wir gezwungen, den anfänglich beabsichtigten Gegenstand der Beratung beiseite zu schieben, dieweilen das Reich der Franken durch kriegerische Völker Asiens und Afrikas, die man Sarazenen oder Mohren nennt, ernstlich bedroht wird. Der tapfere und kühne Herzog Eudo von Aquitanien brachte Kunde, die Mohren seien in ungeheurer Menge in Südgallien eingebrochen und des festen Willens, das ganze Westreich zu erobern. Ich ersuche den edlen Herzog, seine Meldung hier vor den Fürsten des Ostreiches zu wiederholen."

Eudo erhob sich und begann mit trauriger Miene seine Schilderungen.

„Vor dreizehn Jahren erschienen zum ersten Male die Sarazenen in Septimanien, wie der südwestliche

Landstrich von Aquitanien oder Südgallien genannt wird. Sie kamen in der Absicht, jene reichen und fruchtbaren Gebiete auszuplündern, wurden aber nach Spanien zurückgetrieben. Darauf kamen sie wieder mit stärkerer Macht, abermals wurden sie über die Pyrenäen zurückgeworfen. So ging es fort die Jahre her. Wir mußten beständig gerüstet stehen. Ich tat meine Schuldigkeit, stritt gegen sie an der Spitze meiner Aquitanier und besiegte wiederholt diese afrikanischen Unholde. Mit dem Frühling dieses Jahres kamen auch die Sarazenen wieder — diesmal in zahlloser Menge. Mit den Männern kamen deren Weiber und Kinder, weil sie vorhaben, ganz Westfranken zu unterwerfen und sich daselbst bleibend niederzulassen. Das Westreich der Franken soll das Schicksal Spaniens teilen, das von den Sarazenen erobert und durch zuströmende Heiden aus Afrika und Asien bevölkert wurde, nachdem die früheren christlichen Bewohner getötet oder in Knechtschaft geschlagen worden. Dieses grausige Geschick abzuwehren, sammelte ich meine ganze Kraft. Zugleich rief ich den Beistand der Ritterschaft des Westreiches an. Aus vielen Grafschaften kamen Hilfstruppen. Ein mächtiges Heer bildete sich, das jedoch ohnmächtig zusammenschrumpfte gegenüber den unzählbaren Streitscharen des Feindes. An der Garonne kam es zur Schlacht. Gleich Löwen kämpfte die Ritterschaft. Es half nichts. Unser ganzes Heer wurde

vernichtet — gleichsam zermalmt von der ungeheuren Übermacht, bis auf einen winzigen Rest, der nach allen Winden zerstäubte. Ihren Sieg schändeten die Sarazenen in haarsträubender Weise durch erbarmungsloses Morden wehrloser Landesbewohner, sowie durch unmenschliche Grausamkeiten. Vorläufig hat Abderrhaman, der sarazenische Heerführer, das Vorrücken eingestellt. Ungestört breiten sich die Mohren in Aquitanien aus und gründen Niederlassungen. Alle Wohnsitze und Güter der geflüchteten oder getöteten Aquitanier nehmen sie an sich. Durch verlässige Kundschafter weiß ich, daß Abderrhaman aus Spanien, Afrika und Asien weiteren Zuzug herbeigerufen hat. Bis nächstes Frühjahr wird er die Eroberung Westfrankens fortsetzen und vollenden, wenn das Ostreich keine Hilfe und Rettung bringt. Die gänzliche Vernichtung Neustriens abzuwenden, bin ich am Hofe des Majordomus erschienen, um ihn zur Heerfahrt gegen die Mohren zu bewegen. Wird seine Hausmacht unterstützt von der gesamten Ritterschaft des Ostreiches, so zweifle ich nicht, daß seine Großmut, seine Gerechtigkeit und sein Zorn gegen die barbarischen Völker Asiens und Afrikas meine Bitte und das Flehen aller Unglücklichen Westfrankens erhören wird."

Die Rede machte keineswegs den von Eudo gewünschten Eindruck. Die Herzöge und Grafen saßen schweigend, in trotziger Ablehnung. Nur die gräflichen

Vasallen Karls blickten erwartungsvoll auf ihn, augenscheinlich gern bereit, nach dessen Entscheidung zu handeln.

Martell erkannte sofort, daß die Herzöge und Grafen der Alemannen, Bayern und Thüringer dem Kriegszuge abgeneigt seien aus Gründen, die er Bonifatius gegenüber berührt hatte. Seine Geradheit und Entrüstung bestimmten ihn, die Regungen des beabsichtigten Reichsverrates scharf zu strafen.

„Ich danke Euch, Herr Eudo, für das in mich gesetzte Vertrauen," unterbrach er die herrschende Stille. „Ich bin zwar nicht König des Reiches der Franken, wohl aber dessen Majordomus, ausgerüstet mit der Machtvollkommenheit und Machtbefugnis des Königs. Jederzeit, unter allen Umständen, habe ich durch Wort und Tat bewiesen, daß ich alles einsetze zur Erhaltung des Reiches. Auch künftighin werde ich niemals zögern, Unbotmäßigkeit und Verrat am Reiche zu strafen, mit Waffengewalt schuldigen Gehorsam und gebotene Pflichten zu erzwingen. Ich begreife," fuhr er im Tone der Drohung und mit flammenden Augen fort, „daß geheime Reichsfeinde den Einbruch der Sarazenen begrüßen, weil sie hoffen, in dieser Reichsbedrängnis von schuldiger Botmäßigkeit sich losreißen und gelobte Treue brechen zu können. Das ist eine schmachvolle Gesinnung, die Verachtung und schwere Züchtigung verdient. Ich

selbst wäre pflichtvergessen und ehrlos, würde ich, nur auf persönlichen Vorteil bedacht, die grausamen und barbarischen Orientalen siegen und ganz Westfranken unterwerfen lassen. Für uns sind die Westfranken keine Fremdlinge, sie sind Verwandte aller deutschen Stämme. Vor nahezu 300 Jahren zog der Frankenherzog Chlodwig an der Spitze deutscher Mannen nach Gallien, das von Römern beherrscht wurde. Im Jahre 486 vernichtete er in der Schlacht bei Soissons die römische Herrschaft und gründete das Reich der Westfranken, die unsere deutschen Brüder sind. Wer seine Gesippten hilflos untergehen läßt, der ist kein deutscher Mann. Ich denke, alle Anwesenden werden gleicher Meinung sein."

Die Bischöfe nickten eifrig Beifall, sprachen aber kein Wort, das zunächst den Herzögen gebührte.

„Eure gegenwärtige Denkweise überrascht," entgegnete der Alemannenherzog Theodebald. „Vor zwei Tagen hattet Ihr die entgegengesetzte Meinung von heute. Ihr seid meiner Behauptung beigetreten, eine Heerfahrt nach Westfranken sei unmöglich wegen des drohenden Sachsenkrieges. Heute behauptet Ihr das Gegenteil."

„Nein! Unverändert fest besteht mein Wollen und Können für die Erhaltung des Reiches," versetzte Martell. „Vor zwei Tagen machte der bevorstehende

Sachsenkrieg die Fahrt nach Westfranken unmöglich. Heute besteht dieses Hindernis nicht mehr; denn gestern schlossen die vier dermalen hier anwesenden Sachsenfürsten mit mir eine Waffenverbrüderung, der alle freien Sachsen beitreten. Demzufolge werden die Sachsen unsere Kampfgenossen gegen die Mohren sein."

Das größte Erstaunen malte sich in den Zügen der Reichsgroßen.

„Wie ist das möglich?" rief Theodebald. „Wie ein Wunder klingt das."

„Wunderbar, das heißt, nicht ohne göttliche Fügung, mag allerdings das merkwürdige Zusammentreffen von Umständen sein," erklärte Karl. „Der Entschluß der Sachsen hingegen dürfte lediglich ihrer bekannten Beutesucht entspringen. Sie erfuhren von den großen Schätzen an Gold, Silber, Edelgestein und anderen Kleinodien, welche die Sarazenen mit sich führen. Es gelüstet sie, von diesen Reichtümern möglichst viel zu erbeuten. Darum ziehen sie lieber mit uns, als gegen uns, weil sie im letzten Falle schwere Schläge aber keine Beute empfangen möchten."

Die Rede gefiel den hessischen und niederrheinischen Grafen. Zum Ausdruck frohen Behagens stießen sie ihre Schwerter, die zwischen ihren Beinen standen, mit rasselndem Getöse auf den Boden.

Die Alemannen hingegen, die Bayern und Thüringer beharrten durch Haltung und Mienenspiel in trotziger Abwehr.

„Wenn ein Mann," hob Herzog Hugibert an, „von dem die Leute sagen, er sei klug wie eine Schlange, wenn Majordomus Karl im Kriege mit den Sachsen die Unmöglichkeit fand zur Heerfahrt gegen die Mohren, so sind wir Bayern nicht minder klug, in gleicher Lage dasselbe zu tun. Unser Land ist wiederholt heimgesucht worden von den Raubzügen der Slaven und Avaren, ebenso wilde und grausame Heiden wie die Sachsen. Ziehen Bayerns Mannen nach dem weit entlegenen Westfranken, so werden Slaven und Avaren nicht zögern, in das wehrlose Bayern verheerend einzufallen. Darum können wir uns unmöglich an der angeregten Heerfahrt beteiligen."

„So mögen die Bayern daheim bleiben und ihr Land hüten," rief Milo, der endlich zum Wort gelangen konnte. „Um so größer ist unser Ruhm, wenn wir auch ohne die Bayern asiatische und afrikanische Unholde vernichtet und das Westreich gerettet haben. Dann mögen sich die Bayern rühmen, bei der Reichsgefahr mit dem Schilde der Slaven und Avaren ihren Frankenhaß gedeckt zu haben."

Zornesglut flammte auf den Gesichtern der Bayern, die in wildem Getöse auffuhren.

„Das ist eine Meinrede, die wir uns nicht gefallen lassen."

„Wir sind keine feigen Wichte, die sich verstecken."

„Was ein Wolf im Schafspelz, das ist ein Bischof ohne Weihe," donnerte in den Lärm Graf Lantfrid, ein mächtiger Herr an der Donau. „Wir decken uns nicht mit dem Schilde der Lüge, wir heucheln nicht, was wir nicht sind."

„Darum sollt ihr auch keine Slavenfurcht vorschützen," rief Gerold von Mainz. „Vor sieben Jahren kamen euch die Slaven nicht ungerufen über den Hals. Ihr guten, christlichen Bayern habt selber die Heiden eingeladen in euer Land — nicht gegen euch, sondern gegen die Franken. Ist das Reichstreue?"[1]).

Die Bayern stießen heftige Verwahrungen aus.

„Was Herzog Grimoald vor sieben Jahren gegen unseren Willen getan, haben wir nicht zu verantworten," rief Lantfrid.

„Genug!" unterbrach Karl den Wortstreit mit einer Stimme, die einen ehernen und drohenden Klang hatte. „Auch Bayern, Alemannien und Thüringen gehören zum Reiche der Franken, was ich wiederholt seit fünfzehn Jahren mit Schwert und Streithammer bewiesen habe, auch künftig zu be-

[1]) Damberger, synchron. Geschichte, Bd. II, S. 225.

weisen des festen Willens bin. Gegenwärtig sind wir nicht beisammen zu Wortgefechten, sondern zur Beratung über die Vernichtung in das Reich eingedrungener Feinde."

Die Drohung des furchtbaren Hammers verfehlte nicht ihre Wirkung. Dem stürmischen Getöse folgte tiefe Stille. Die Herzöge Theodebald und Hugibert machten sogar Nackenverbeugungen nach dem goldenen Herrscherstuhl. Aber die Geister des Aufruhrs waren keineswegs überwunden, sie hatten sich nur geflüchtet und versteckt vor dem Zorne des „schrecklichen Würgengels".

Bonifatius war bisher aufmerksamer Beobachter, ohne das mindeste Zeichen von Beifall oder Widerspruch bezüglich gefallener Äußerungen. Es entging ihm nicht die Gefährlichkeit der Lage, welche eine Verschwörung deutscher Stämme gegen Karl Martell nicht ausschloß und in Verbindung mit dem Einbruch orientalischer Völker die Zertrümmerung des Reiches herbeiführen konnte. Sich vom Sitze erhebend, trat er vor bis zur Mitte des langgestreckten Saales, begleitet von erwartungsvollen Blicken der Reichsgroßen.

„Erlauchte Fürsten und edle Herren!" hob er an mit kräftiger und dennoch sanft klingender Stimme. „Wie ich den Verhandlungen entnehme, wurde die Bedeutung des Masseneinbruches der Mohammedaner

in das Westreich übersehen. Ich erlaube mir deshalb, die erlauchten und edlen Herren über das Wesen und die Ziele des Islam aufzuklären. Hiebei wird offenbar, daß es sich dermalen nicht handelt um das Fortbestehen des Reiches der Franken, sondern um die Existenz der ganzen Christenheit."

Der letzte, mit Nachdruck gesprochene Satz hatte eine an Betroffenheit streifende Wirkung, die um so stärker war, weil die Worte von einem sehr weisen, wahrhaften und heiligen Mann gesprochen wurden.

„Der Religionsstifter der arabischen Volksstämme in Asien und Afrika hieß Mohammed," fuhr er fort. „Er lebte vom Jahre 570 bis zum 8. Juni 632, und war in Mekka, einer Stadt Arabiens, geboren. Er war ein gewandter Kaufmann, dabei ein sehr schlauer, verschmitzter und betrügerischer Mensch. Er hieß eigentlich Haschem, nannte sich aber Mohammed, das heißt, der Gepriesene von Hamed. Im Alter von vierzig Jahren verfiel er in eine törichte Schwärmerei, die sich zu der blödsinnigen Vorstellung ausbildete, er sei Gottes Prophet. Den Leuten seiner Heimat erzählte er, es sei ihm der Erzengel Gabriel des Nachts in einer Höhle erschienen und habe zu ihm gesagt: ‚Ich bin der Erzengel Gabriel und du bist Mohammed, der Gepriesene von Hamed. Deine Bestimmung ist, Gottes Apostel zu sein, die wahre Religion zu verkünden, nämlich den Islam, was bedeutet die Ergebung

an Gott. Nur der Islam ist die einzig wahre Religion, alle übrigen Religionen sind falsch, und du hast die Aufgabe, den Götzendienst auszurotten.' — Nachdem sich der Betrüger in dieser Weise den Arabern als Religionsstifter vorgestellt, begann er, seine Erdichtungen in ein Buch zu schreiben, das er Koran nannte. Von seinen Lehren sagte er, sie seien alle von Gott ihm eingegeben. In Wirklichkeit erdachte der schlaue Betrüger nur solche Religionslehren, von denen er wußte, daß sie den Arabern Freude machten und ihr Wohlgefallen verdienten. Damals wie heute waren die Araber ein überaus kriegerisches, raubgieriges und rohes Volk. Bevor sie unter der Fahne des Propheten auszogen, um die Länder zu erobern und auszuplündern, waren sie arm, teilweise lebend in öden Sandsteppen der Wüste. Diesen Eigenschaften und Verhältnissen der Araber angepaßt, verfaßte Mohammed sein Religionsbuch, den Koran. Seine Anhänger nannte er Moslemin, das heißt Gottgewidmete, weil ihre Aufgabe darin bestehe, mit Feuer und Schwert alle Völker zu vertilgen, die sich weigern, den Islam, nämlich die einzig wahre Religion Mohammeds, anzunehmen. Als höchste Pflicht der Moslemin erklärte er den heiligen Krieg, der ein Werk Gottes sei. Drohend ruft er aus: ‚Verflucht sei, wer sich im Werke des Herrn nachlässig erweist! Verflucht sei, wer sein Schwert zurückhält, Blut zu vergießen!'

An die Verfluchung anknüpfend, lehrt er im Koran: ‚Wer in der Schlacht des heiligen Krieges fällt, gelangt ohne Weile in alle Freuden des Paradieses.' Dann malt er mit feuriger Einbildungskraft und nach den rohen Gelüsten der Araber die Glückseligkeiten des Paradieses, deren alle teilhaftig werden, die bei der Vertilgung der Juden, Heiden und Christen das Leben verloren. Auch der viehischen Wollust arabischer Wüstenleute macht seine Religion gewünschte Zugeständnisse. Sie dürfen viele Weiber haben, und eine noch größere und schönere Auswahl erwartet sie im Paradiese. Da Mohammed der Raubgier, dem Blutdurst, der Wollust, kurz den niedrigsten Leidenschaften jener wilden Volksstämme schmeichelt, so erscheint es natürlich, daß seine Religion rasch sich ausbreitete. Bald konnte er an der Spitze vieler tausend Anhänger den heiligen Krieg beginnen. Hiebei trat die unmenschliche Grausamkeit Mohammeds zutage. Als der jüdische Stamm der Koraiditen sich weigerte, den Islam anzunehmen, genügte es ihm nicht, die Juden zu töten. Er ließ einen sehr tiefen Graben aufwerfen, in denselben 700 jüdische Männer hineinstürzen und mit Grund bedecken, so daß die jammernden, um Barmherzigkeit vergebens flehenden Juden vor Mohammeds Augen lebendig begraben wurden. Die Güter der Gemordeten, deren Kinder und Frauen verteilte er an seine Anhänger. Für sich selbst wählte

der Prophet als seinen Beuteanteil das schönste Mädchen zur Sklavin.[1])

„In dieser grausamen Weise verfahren die Mohammedaner bis zum heutigen Tage. Wer von den Kriegsgefangenen den Islam nicht annimmt, wird ermordet. Frauen und Mädchen entehren sie in schmachvoller Sklaverei."

Die Zuhörer folgten bisher aufmerksam dem Vortrage. Es interessierte sie augenscheinlich, über die Persönlichkeit des Propheten und seine Religion näheres zu erfahren. Als sie jedoch das Gebot zur Vertilgung aller Nichtmohammedaner und den Zweck des heiligen Krieges vernahmen, da wandelte sich die Neugierde in Unruhe und Ärger, und diese Stimmung steigerte sich beim Fortschreiten des Vortrages bis zu verhaltenem Zorn.

„Nach Mohammeds Tod," fuhr Bonifatius fort, „verbreitete sich der Islam mit großer Schnelligkeit über ganz Arabien und die angrenzenden Länder. Schon im Jahre 637 unterwarfen die Sarazenen Palästina und eroberten Jerusalem. Darauf bezwangen sie Ägypten und Persien. Von unersättlicher Eroberungsgier und wildem Fanatismus getrieben, erkämpften sie allmählich dem Halbmond in Asien und

[1]) Cantu, Weltgeschichte, Bd. V, S. 650, f.

Afrika die Herrschaft. Vor etwa dreißig Jahren schifften sie über das Meer und eroberten Spanien. Sodann führte sie der heilige Krieg nach Westfranken, von dem sie bereits die größere Hälfte in Besitz nahmen. Alle Kirchen und Klöster brannten sie nieder, nachdem sie dieselben ausgeplündert. Zahllose Kriegsgefangene, die sich weigerten, den Islam anzunehmen, ermordeten sie. Frauen und Mädchen und Kinder berauben sie der Freiheit und machen sie zu Sklaven. Kurz, sie verfahren in Westfranken ebenso, wie in Spanien und in allen von ihnen eroberten Ländern. Unsere Glaubensgenossen schelten sie „Christenhunde", behandeln sie auch wie man nicht einmal ein Tier behandeln darf; denn sie pflegen die Christen an die Schweife ihrer Rosse zu binden und sie auf grausame Weise zu peinigen, bevor sie dieselben ermorden. Der Christenhaß und teuflische Fanatismus erstickt in dem Moslemin jegliches Menschengefühl. Dabei ist ihre Mordgier ebenso unersättlich wie ihre Raubsucht. Haben sie Westfranken vollständig erobert, ausgemordet und ausgeplündert, dann werden sich ihre wilden Massen weiter fortwälzen. So naht schauerliche Verwüstung allen deutschen Landen — Tod und Vernichtung allen deutschen Stämmen, mögen sie Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Hessen, Friesen oder Sachsen heißen. Auch das Zeichen unserer Erlösung, das Kreuz, schwebt in Gefahr, in den Staub getreten

zu werden in ganz Europa, wie es bereits in Asien und Afrika geschah!"

Von dem Gegenstande vollständig eingenommen, wurde jetzt der Bischof von schmerzlichen Empfindungen gleichsam überwältigt. Er machte eine Pause und hob flehend seine Augen und Hände himmelwärts.

Der Reichsgroßen, vorher in Zwiespalt und Hader, schien sich eine gemeinsame Stimmung zu bemächtigen. Der ablehnende Trotz war völlig verschwunden. Auf allen Gesichtern spiegelte sich Empörung, es lohte und sprühte in allen Augen. Aber kein Laut unterbrach die Stille. Alle Blicke ruhten auf dem Heiligen, der nach flüchtiger Sammlung seine Rede fortsetzte.

„Ich bitte die erlauchten und edlen Herren, ja nicht zu wähnen, die Westfranken hätten den Christenfeinden keinen mannhaften Widerstand geleistet. Nichts wäre ungerechter. Seit vielen Jahren schlugen sie diese hartnäckigen Feinde zurück, sobald sie über die Pyrenäen stiegen. Zuletzt kämpften unsere Glaubensbrüder, unter Führung Herzogs Eudos, gleich Löwen in der furchtbaren Schlacht an der Garonne. Aber keine Todesverachtung, keine Tapferkeit konnte den Sieg erringen über eine zwanzigfache Übermacht. Nun erscheint Herzog Eudo und bittet die tapferen Stammverwandten und christlichen Glaubensgenossen des Ostreiches um Hilfe und Rettung. Weigern wir

uns, unter dem sieggewohnten Banner des Herzogs Karl wider die Mohammedaner zu streiten, dann ist auch das schauerliche Geschick aller deutschen Stämme des Ostreiches besiegelt. Verschließen wir hartnäckig und erbarmungslos unsere Herzen dem Flehen unserer unglücklichen Brüder, — bringen wir, wie es unsere Pflicht und Gottes Gebot ist, der westfränkischen Christenheit keine Hilfe und Rettung, dann wird Gottes Strafgericht auch über uns kommen. Vielleicht schon im nächsten Jahre werden die wilden, grausamen, von Christenhaß und Mordgier glühenden Völkermassen Asiens und Afrikas alle deutschen Lande überfluten. Sind die letzten Scharen deutscher Mannen in mörderischen Schlachten aufgerieben, dann beginnen die Meintaten und Grausamkeiten höllischer Mächte. Alle Kirchen und Klöster werden niedergebrannt. Die letzten Bischöfe, Priester und Mönche werden erwürgt. Die letzte Spur von der Heilsanstalt des Welterlösers verschwindet. Der Halbmond tritt an die Stelle des Kreuzes. Das Christentum ist vernichtet — der Islam herrscht, wie es der Lügenprophet gebot; denn ihm gehört, wie es Mohammed behauptet, die Herrschaft der Welt. Gedenke ich des Geschickes der Wehrlosen und Schwachen, der Kinder und Frauen, so blutet mir das Herz. Wo sind die sittsamen, in jugendlicher Schönheit blühenden Jungfrauen? Wo sind die lieblichen Töchter der Fürsten, Grafen und

Edelleute? Sie alle schmachten in der Sklaverei der siegreichen Mohammedaner. Freiheit, Ehre und alles haben sie verloren. Seufzend und wehklagend unter Gewalttaten wollüstiger Barbaren, sind sie einem Dasein verfallen, das schrecklicher ist als der Tod."

Weiter kam der Redner nicht. Allmählich hatten sich in den Zuhörern gährende Stoffe angesammelt, die schließlich zu einer gewaltigen Explosion führten. Tosend sprangen die reckenhaften Gestalten von den Sitzen, anfänglich nur dumpfe Laute hervorstoßend, wobei ihre Gesichter sich verzerrten und ihre Augen flammten. Bei dem Hinweis auf die ihren Frauen und Töchtern bevorstehende Schmach und grausame Vergewaltigung, ballten sie die Fäuste und knirschten in bebender Wut mit den Zähnen.

„Krieg den Sarazenen!" rief der Bayernherzog Hugibert.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!" donnerte Theodebald.

„Tod den Mohren!" stürmte es durch den Saal. „Auf nach Westfranken!"

Das gegenwärtige Gebahren der Reichsgroßen verriet den gründlichen Wechsel ihres früheren Standpunktes. Der vom Bonifatius geöffnete Weitblick über die Zeitlage hatte ihre engen Stammesinteressen und politischen Eifersüchteleien gänzlich verdrängt. Sie

alle fühlten sich als Christen und Genossen einer großen Kirchengemeinschaft und darum bei Ehre und Gewissen pflichtig, dem drohenden Verderben der Christenheit zu wehren.

Karl Martell trat sofort ein in nähere Verhandlungen über die Kriegsrüstungen, über die Zeit des Aufbruches, über den Versammlungsort des allgemeinen Heerbannes.

Bevor diese mehrstündigen Verhandlungen geschlossen waren, kehrte Bonifatius nach dem Kloster zurück. Freudestrahlenden Angesichtes verkündete er den Ordensbrüdern die beschlossene Hilfe und Rettung der Westfranken. In feierlichem Zuge begaben sich die Benediktiner nach der Kirche, Gott preisend in Dankgebeten und Hymnen für die Einigung der Reichsgroßen. Auf Anregung des heiligen Bonifatius gab es am folgenden Tage eine Versammlung des Kapitels, in der beschlossen wurde, an alle Klöster des Ostreiches einen Aufruf zu erlassen, das Volk über die drohende Gefahr durch die Mohammedaner aufzuklären und alle streitbaren Männer zu begeistern zum Kampfe gegen die Feinde des Kreuzes.

8. Bertars Weg zum Paradies.

Die Rüstungen zu einer für drei Weltteile bedeutungsvollen Heerfahrt betrieb der an Siegen und Erfahrungen reiche Held Karl mit großer Umsicht. Unterstützt wurde er in seinen Bemühungen durch den vielverbreiteten Orden des heiligen Benedikt. In Alemannien, Bayern, Hessen, Franken, Thüringen belehrten die Mönche das Volk, zeigten ihm die Bedeutung und Tragweite des Kampfes gegen die Mohammedaner, allenthalben die Gemüter begeisternd zur Rettung der Christenheit aus geplanter Knechtschaft oder Vernichtung durch den heiligen Krieg der Moslemin.

In Sachsen waren die vier Stammesfürsten eifrig bestrebt, die Kriegslust ihres Volkes gegen die Mohren zu reizen. Beständiges Nachfragen und Forschen bei Karlmann, Beda und den Mönchen in Köln, deren Gäste sie einige Tage gewesen, hatte ihnen über die Mohren Vorstellungen eingeflößt, die an Schrecklichkeit nicht übertroffen werden konnten. Erfüllt von solchen Schreckbildern, welche die Einbildungskraft des

Urwaldes mit den entsprechenden Kolorit versah, schilderten sie in zahlreichen Versammlungen freier Männer die Mohammedaner. Auch deren Absichten verkündeten sie, welche dahin gingen, alle deutschen Lande auszuplündern, deren wehrhafte Bewohner zu töten, die Frauen zu schänden, die Nichtwehrfähigen und alles Weibliche in Ehrlosigkeit und Knechtschaft zu schlagen. In lebhaften Farben malten sie die ungeheueren Reichtümer, von den Mohren in Westfranken, Spanien, Asien und Afrika erbeutet und von ihnen auf zahllosen Pferden, Kamelen und Wagen mitgeführt. Alle diese Schätze an Silber, Kleinodien und Gold wurden nach altem Herkommen gemeinschaftliches Eigentum der Sieger, was Herzog Karl ausdrücklich bei Wort und Ehre verbürgt habe. Nebenbei vergaßen die Adalinge nicht, mit Nachdruck hervorzuheben, daß die Mohren, bei ihrer unzählbaren Menge, nur durch die Waffengemeinschaft aller deutschen Stämme besiegt werden könnten. Die Sachsen erkannten, daß es sich nicht bloß um verlockende Beute handelte, sondern auch um ihr eigenes Schicksal, um Verteidigung ihres Landes und ihrer Freiheit. Demgemäß wurde in allen Versammlungen die Kampfgenossenschaft mit den Franken gegen die Mohren beschlossen. Nach Verlauf einiger Monate kam ganz Sachsen in kriegerische Bewegung, die sich zugleich auf die Friesen erstreckte, welche die Freiheit und das Beutemachen nicht

minder liebten wie die Sachsen. Dagegen hatten die deutschen Heiden keine Ahnung, daß es sich bei dem Kampfe gegen die mohammedanische Völkerwanderung hauptsächlich handelte um die christliche Kultur.[1])

Im Frühling des Jahres 732 waren die ausgebreiteten Kriegsrüstungen vollendet. Karl Martell hatte den Reichsgroßen, auch den Sachsen und Friesen, durch Eilboten den Zeitpunkt des allgemeinen Aufbruches und den Versammlungsort des ganzen Heeres gemeldet. Da weite Länderstrecken, Gebirge, reißende Flüße und ausgedehnte Wälder die verschiedenen Volksstämme trennten, so verstrich geraume Zeit, bis alle Streitscharen um Karls Banner sich sammeln konnten.

Inzwischen war Abderrhaman, der mohammedanische Oberfeldherr, nicht untätig. Zur fortschreitenden Unterwerfung Europas unter den Halbmond, hatte er aus Asien und Afrika weitere Truppen herbeigerufen, so daß die Hunderttausende seines Heeres um viele Tausende fanatischer Moslemin vermehrt wurden. Mit Beginn der warmen Jahreszeit setzte sich die orientalische Völkerwanderung in Bewegung, in einer Strombreite von einigen Meilen bis hinauf nach Limoges das unglückliche Westfranken überschwemmend. Aus Dörfern und offenen Städten flüchteten die Bewohner,

[1]) Damberger, Weltgeschichte, Bd. II, S. 255.

das nackte Leben aus der Gewalt eines erbarmungslosen Feindes zu retten. Nirgends fanden die raubgierigen Horden den geringsten Widerstand, so daß sie ungestört das Land ausplündern und durch Ansiedelung in Besitz nehmen konnten. Östlich waren sie bis Poitiers vorgedrungen, in dessen Vorstadt sie die prachtvolle Hilariuskirche ausplünderten und niederbrannten. In die Stadt selbst konnten sie nicht gelangen, weil der starke und hohe Mauerring mannhaft verteidigt wurde. Abderrhaman ließ Umlagerungstruppen zurück und zog weiter bis Tours. Diese große und schöne, reiche und gut befestigte Stadt war das Heiligtum der Westfranken. Ihr hochverehrter Schutzpatron, der heilige Bischof Martin, hatte dort seine Ruhestätte in der ihm geweihten Kirche, die im Rufe stand, unermeßliche Schätze zu besitzen. Im Laufe von dreihundert Jahren hatten die Gläubigen dem Schutzpatron ihres Vaterlandes viele Gaben an goldenen Weihegeschenken, mit edlem Gestein gezierten Geschmeide und Gefäßen mancherlei Art dargebracht, so daß die Kirche zugleich eine berühmte Schatzkammer wurde. Auch die Bewohner von Tours waren durch blühenden Handel und Gewerbe wohlhabend und reich geworden. An einer solchen Schatzkammer, die ungewöhnliche Beute verhieß, wollten die Sarazenen nicht vorüberziehen und forderten die Erstürmung der Veste. Anderseits erkannte Abderrhaman die große

Bedeutung von Tours. Gelangte dieses Heiligtum unter die Herrschaft des Islam, und hatte er, nach seiner Auffassung, den mächtigen Schutzpatron besiegt, so verloren die Franken allen Mut zum Widerstande. Mit Tours geriet das ganze Westfrankenreich unter die Botmäßigkeit des Propheten.

Während Abderrhaman die Vorbereitungen zur Bezwingung der Veste traf, Sturmböcke und bewegliche Türme herstellte, benützten nicht wenige Heeresabteilungen die Ruhepausen zu Raubzügen. Weithin durchstreiften sie das Land, machten Beute, brannten Kirchen und Klöster nieder und erwürgten aus wilder Mordgier die Christenhunde. Kehrten sie, mit Beute beladen, in die um Tours entstandene Zeltstadt zurück, so stachelte das reiche Ergebnis des Raubzuges andere zu gleichen Unternehmungen.

Auch heute war eine solche Raubschar in das Lager zurückgekehrt. In ihrem Besitze befanden sich Beutestücke, die allgemeine Verwunderung erregten, nämlich drei lebende Mönche. Nach Mohammeds Gebot, sowie nach Aussprüchen des Koran, mußten im heiligen Kriege getötet werden alle Gefangenen, die ihren Unglauben nicht abschwören und zu Allah und dessen Prophet sich nicht bekehren wollten. Weil es unter den Mönchen niemals Abtrünnige vom christlichen Glauben gab, so wurden sie alle bei der Gefangen-

nahme sofort erschlagen, gewöhnlich starben sie eines qualvollen Todes. Daher das Erstaunen der Moslemin, lebende Mönche im Lager zu sehen, das heißt solche, die bereit waren, das Christentum mit dem Islam zu vertauschen.

Regungen des Neides und anderer niederer Triebe erweckten einige geraubte junge Mädchen. Sie saßen bei den Reitern auf den Pferden, an wehrlose Tauben in den Krallen von Raubvögeln erinnernd. Diese unglücklichen Mädchen bildeten die einzigen Überlebenden hingemordeter christlicher Familien. Obwohl nämlich alle Ungläubigen nach den Bestimmungen des Koran sollen getötet werden, so war es doch unter gewissen Bedingungen gestattet, gefangene Christen als Sklaven leben zu lassen. Daher kam es, daß in eroberten Ländern viele arbeitsfähige Männer, obgleich sie im Christentum beharrten, dennoch dem Tode entgingen, um in Sklaverei ein elendes Dasein zu fristen. Ein weit beklagenswerteres Geschick traf gefangene Mädchen, dazu bestimmt, jammervolle Opfer vertierter Herren zu sein. Daher beim Durchreiten der Lagergassen die Blicke voll Neid und Gier auf die Mädchen, in deren jugendlichen Gesichtern namenloses Wehe, Furcht und Entsetzen sich spiegelten. Den Streifzug schloß ein Trupp geraubter Kühe und Rinder, die zum Schlachten nach einem durch Pfähle und Seile abgegrenzten Orte getrieben wurden. Der

Reiterzug wurde immer kleiner, indem sich dessen Glieder allmählich lösten und nach ihren Zelten ritten.

Der Anführer der Streifhorde, die Mönche und zwei Reiter, die sich um den Besitz eines Mädchens stritten, begaben sich ohne Aufenthalt nach dem Zelte des Scheichs, das im Mittelpunkte der Lagerabteilung aufgeschlagen und von einem freien Platze umgeben war. Das Zelt unterschied sich von allen übrigen durch seine Größe, hatte einige Gelasse und trug auf der Spitze einen goldig schimmernden Halbmond.

Das Amt des Scheichs war vielseitig. Bei Feldzügen war er Anführer seines Stammes, Richter in Streitigkeiten und Ausleger des Gesetzes. Zugleich war er im Kriege Iman, das heißt Vorbeter und Ausleger des Koran; denn Priester und Priestertum kannte der Islam nicht.

Beim Herankommen der Reiter saß der Scheich Abd-ul-Hamid vor seinem Zelte auf einem Polster, ein hagerer Mann mit dunklem Gesicht, darin zwei schwarze Augen unheimlich blitzten. Seinen Turban zierten verschiedenfarbige Edelsteine, deren Zusammenstellung einen im Sonnenlicht glänzenden Halbmond bildete. Ihm zur Rechten und Linken saßen seine beiden Lieblingssklavinnen, mit denen er sich unterhielt. Beim Anblick der drei Mönche malte sich das größte Erstaunen in seinen Zügen, das sofort dem Ausdruck

glühenden Hasses wich. Unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Griff des Krummsäbels und seine Augen ruhten drohend auf dem nahenden Anführer. Letzterer begrüßte nach orientalischer Weise den Scheich. Er warf sich kniend zur Erde, beugte den Kopf so tief, daß er den Boden berührte, erhob sich, trat einige Schritte näher und warf sich abermals nieder. Nach dreimaliger Wiederholung dieser sklavischen Huldigungsweise stand er aufrecht und schweigend vor dem Gewalthaber.

„Rede!" gebot Hamid in strengem Tone.

„Allah ist Gott, Mohammed sein Prophet, Abdul-Hamid Gebieter unseres Stammes," begann der Beduine. „Drei Tage lang ritten nicht umsonst deine Knechte. Wir machten gute Beute. Wir töteten alle Christenhunde, die wir sahen und erreichen konnten. Heute morgen gingen plötzlich vor uns drei Mönche. Sie waren entweder aus der Erde hervorgestiegen oder aus den Wolken herabgekommen; denn vorher sahen wir nichts von ihnen. Das ist ein Wunder, dachte ich, und alle deine Knechte dachten es. Sogleich geschah ein zweites Wunder. Sobald nämlich Christenhunde von weitem uns erspähen, laufen sie schnell davon und verstecken sich. Die drei Mönche aber liefen nicht davon. Sie gingen vor uns her auf dem Wege und fürchteten sich gar nicht. Jetzt geschah das dritte Wunder. Ich fragte sie, woher sie kämen

und wohin sie gingen. Darauf antworteten alle drei: ‚Wir sind auf dem Weg in das Paradies.‘ Weil nun Allah gebietet durch den Mund seines Propheten: ‚Tötet keinen Menschen, der auf dem Wege ist in das Paradies,‘ — so ließen deine Knechte die Mönche am Leben, nahmen sie aber mit in das Lager. Jetzt mag deine Weisheit sagen, was mit ihnen geschehen soll.“

Der Scheich vernahm zwar in ernster Haltung den Bericht, aber ein kaum bemerkbares spöttisches Lächeln seines Mundes mochte andeuten, daß ihn die Auffassung des Beduinen ergötzte.

„Ihr seid gute Moslemin, du und deine Kampfgenossen, weil ihr genau alle Gesetze beobachtet, welche Allah durch seinen Propheten gab,“ rühmte er. „Ihr seid auch tapfere Streiter im heiligen Krieg — aber den Koran versteht ihr manchmal falsch. Allerdings soll man keinen Menschen töten, der auf dem Wege wandelt in das Paradies. Diesen Weg gehen aber nur die Rechtgläubigen, nämlich die Anbeter Allahs und die Verehrer seines Propheten. Alle übrigen Menschen, mögen sie Christen, Juden oder Heiden sein, gehen auf dem Wege in die Hölle. Wie sagt von diesen der Koran? In der höchst wichtigen Sure von der Bekehrung, nämlich in der neunten, heißt es: ‚Bringet die Götzenknechte überall um, wo ihr sie findet, oder nehmt sie gefangen, oder belagert sie,

und stellt ihnen nach auf alle Art. Die aber, welche sich bekehren und den heiligen Tribut geben, betrachtet als Brüder; denn gnädig und barmherzig ist der Herr."[1]) — Allahs Gebot zu erfüllen, ziehen wir in den Heiligen Krieg so lange, bis alle Ungläubigen bekehrt oder ausgerottet sind, bis Mohammed verehren alle Völker der Erde. Da sich Mönche niemals bekehren, so hättet ihr die drei sogleich niederhauen sollen. Dann würdet ihr gehandelt haben nach Allahs Willen und der Vorschrift seines Propheten."

„Was deine Knechte aus Unwissenheit unterließen, werden sie ohne Weile nachholen," rief der Beduine, indem er den Säbel aus der Scheide riß.

„Halt!" gebot Hamid. „Stelle die drei Ungläubigen vor mich. Erfahren will ich, was sie unter dem Wege zum Paradies verstehen."

Inzwischen hatte sich auf dem freien Platze vor dem Zelte des Scheichs ein Schwarm Neugieriger versammelt. Nicht das Schicksal der Mönche reizte ihre Neugierde; denn Leute, die sie in fanatischer Wut vernichteten, hatten für sie kein weiteres Interesse. Dagegen waren sie gespannt, zu erfahren, wem von den beiden Reitern das Mädchen zugesprochen wurde.

Die drei Mönche standen vor dem Beduinenhäuptling, der sie mit finsteren Blicken und mit sichtlichem

[1]) Cantu, Weltgeschichte, Bd. V. S. 655.

Erstaunen musterte. Obwohl die drei sich dem Tode nahe wußten, dem bei allen ihres Standes, zur Lust und Kurzweil blutdürstiger Barbaren, grausame Marterpeine vorausgingen, zeigte das Verhalten der Mönche doch keine Spur von Angst und Schrecken. In ruhiger Gelassenheit standen sie vor dem sarazenischen Gewalthaber, gleich wehrlosen Opferlämmern vor ihrem Schlächter. Der Scheich fand sogar Merkmale wie Freude über ein bevorstehendes hohes Glück in ihren Zügen, was ihn höchlich befremdete.

„Ihr Christenhunde habt euch unterstanden, die Rechtgläubigen Allahs und die Söhne des Propheten anzulügen," fuhr er die Gefangenen an. „Ihr habt behauptet, auf dem Wege zum Paradies zu sein, was eine freche Lüge ist; denn in Wahrheit seid ihr auf dem Wege zur Hölle, wo ihr anlangen werdet, bevor eine Stunde verstreicht."

„Du täuschest dich — wir haben die Wahrheit gesagt," versetzte ein Mönch. „Lügner von Anbeginn ist der Teufel, dessen Nachfolger alle Lügner sind. Wir aber sind getreue Knechte Gottes, welcher die Wahrheit liebt und haßt die Lüge."

Die unerschrockene Antwort und entschiedene Abwehr gefielen dem Scheich.

„Deinen Mut lobe ich, obwohl du kein Rechtgläubiger Allahs, sondern ein Verächter des Propheten bist. Wie heißt du?"

„Bertar."

„Bist du im Kloster geboren und aufgewachsen?"

„Deine Annahme ist unmöglich. Im Kloster gibt es wohl geistige Wiedergeburt, aber keine leibliche Geburt, weil dort die Menschen jungfräulich leben, gleich den Engeln des Himmels."

„Darum sind alle Klosterleute elende Knechte des Wahnes," belehrte der Mohammedaner. „Gerade der Umgang mit Frauen erheitert das Leben, weshalb Allah durch seinen Propheten allen Rechtgläubigen gestattet, so viele Weiber zu haben, als sie ernähren können. Doch ihr Christen seid Toren und Verrächter der Wollust und Schönheit, weshalb ihr mit Recht verdient, völlig ausgerottet zu werden, was wir im heiligen Krieg besorgen."

Die Mönche schwiegen. Sie erkannten die Unmöglichkeit, dem vertierten Moslem die Hoheit und Herrlichkeit des jungfräulichen Standes begreiflich zu machen.

„Du hast bestritten, eine Lüge gesagt zu haben," fuhr Hamid fort. „Erkläre mir also, wie ihr vermeint, auf dem Wege zum Paradies zu sein."

„Wir dienten Gott und strebten nach christlicher Vollkommenheit in der Klause von St. Martin," antwortete Bertar. „Dort erfuhren wir in der Waldes-

einsamkeit nichts oder nur sehr wenig von dem, was in der Welt vorgeht. Plötzlich erhielten wir durch einen Boten des Abtes vom Stifte St. Martin die Weisung, ohne Säumen die Klause zu verlassen und zu flüchten unter den Schutz des heiligen Bischofes Martin von Tours, weil die Sarazenen in großer Menge herankommen. Da alle Mönche zum Gehorsam gegen ihren Abt verpflichtet sind, so verließen wir unsere stille Klause und machten uns auf den Weg nach Tours, ohne zu wissen, daß genannte Stadt von Feinden umlagert ist. Am zweiten Tage unserer Wanderung gerieten wir in Gefangenschaft. Auf die Frage eines Sarazenen, wohin wir gehen, antwortete ich: Wir sind auf dem Wege zum Paradies. Das ist die Wahrheit, weil wir wissen, daß alle guten Christen, die lieber sterben, als ihrem heiligen Glauben abtrünnig werden wollen, von den Mohammedanern ermordet werden. Da nun der göttliche Welterlöser gesagt hat: ‚Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem Vater, — freuet euch und frohlocket; denn groß ist euer Lohn im Himmel!‘ — so konnte ich in Wahrheit sagen, wir sind auf dem Wege zum Paradies.“

Ein verschmitztes Lächeln erschien auf dem Gesicht des Scheichs.

„Du hast wirklich die Wahrheit gesagt!“ bestätigte er. „Ihr seid auf dem Wege zum Paradies, wenn ihr

dorthin den richtigen Weg geht. Im Koran, den Mohammed nach Allahs Gebot und Eingebung geschrieben hat, heißt es: ‚Tötet alle Ungläubigen und Götzenknechte. Jene aber, die sich bekehren und den heiligen Tribut zahlen, tötet nicht, sondern betrachtet sie als eure Brüder.‘ Wenn ihr also den Unglauben der Christen abschwört, und Gläubige des Propheten werdet, dann sollt ihr leben und nicht getötet werden. Außerdem seid ihr auf dem richtigen Wege zum Paradies, dahin nur die Rechtgläubigen gelangen, nicht aber die Christen, Juden und Heiden. — Nun, wie steht's? Wollt ihr zum Islam übertreten und leben?“

Dreifaches entschiedenes Verneinen.

„Unser Heiland Jesus Christus,“ erklärte Bertar, „hat gesagt: ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist.‘ Wir weisen dein Ansinnen zurück. Willig geben wir unser Leben hin.“

„Wir freuen uns,“ beteuerte ein zweiter Mönch, „durch das Bekenntnis unseres heiligen Glaubens den gebenedeiten Martyrern beigezählt zu werden.“

„Und die Krone ewiger Glückseligkeit zu erstreiten,“ schloß der dritte Mönch.

„Halsstarrige Dummköpfe und Heiden seid ihr,“ schalt Hamid. „Der Weg zum Paradies steht euch

offen und ihr wollt ihn nicht gehen, ihr blinden, tauben Christenhunde?"

„Du bist im Irrtum," entgegnete Bertar. „Nicht wir sind taub und blind. Wir hören die Worte des göttlichen Christ: ‚Niemand kommt zum Vater als durch mich. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.' Wir halten fest am Welterlöser."

„Was der Nazaräer gesagt hat, gilt nicht, — nur Mohammed ist Allahs Prophet. Was — du schüttelst den Kopf, elender Götzenknecht?"

„Mein Kopfschütteln bedeutet Widerspruch gegen deine Behauptung," erklärte Bertar. „Wer schweigend eine Behauptung hinnimmt, der scheint beizustimmen. Sogar den Schein wollen wir vermeiden, einer Beschimpfung des Sohnes Gottes beizustimmen. Frevelhaft ist es, menschlichen Betrug zu rühmen und göttliche Wahrheit zu verachten."

„Was redest du, verdammter Mönch? Für wen oder was hältst du Allahs Propheten Mohammed?"

„Jesus Christus hat warnend vorausgesagt: ‚Es werden viele falsche Propheten aufstehen und viele verführen.' Die Folgerung dieser Worte magst du selber ziehen."

In namenloser Wut sprang der Scheich empor, zog blitzschnell den Säbel und spaltete mit einem Hiebe Bertars Kopf.

„Nieder mit den Hunden!“ schrie er.

Der Aufforderung bedurfte es nicht. Die Umstehenden fielen über die Mönche her und durchbohrten sie mit Wurfspeeren.

„Schleppt die Hunde aus dem Lager und verscharrt sie!“ gebot Hamid.

Unter Spottreden und Hohnlachen vollzogen einige Sarazenen den Befehl.

Der Scheich saß wieder auf seinem Polster. Vor ihm standen die beiden Mädchenräuber und zwischen ihnen ihre Beute, zitternd an allen Gliedern und kaum der Sinne mächtig.

„Deine Knechte sind im Streite wegen dieser schönen Frankin,“ begann einer der Sarazenen. „Ali behauptet, sie gehöre ihm, was ich widerrede. Ich habe sie nämlich zuerst im Versteck eines großen Hauses aufgespürt. Weil ich aber beim Beutemachen nicht zu kurz kommen wollte, so band ich ihr die Füße zusammen, damit sie nicht entlaufen kann, während ich Beute mache. Sie ist aber doch entwischt, und ich konnte sie nicht mehr finden. Doch Ali fand sie und behauptet, der Fund gehöre ihm, nicht mir. Weil aber Ali schon zwei hübsche Christensklavinnen hat und ich keine, darum sollte mir desto mehr gehören, was ich zuerst gefunden habe. Da wir uns nicht ver-

ständigen können, so kamen wir überein, die Sache deiner Weisheit vorzulegen. Dein Urteil soll gelten."

Der Scheich hatte inzwischen das Mädchen wohlgefällig betrachtet, und alle Umstehenden erwarteten gespannt den Spruch.

„Ihr beide habt gleiches Recht auf das Beutestück," hob der Häuptling feierlich langsam an. „Die erste Hälfte gehört dem Omar, weil er zuerst die kostbare Beute entdeckte, die zweite Hälfte gehört dem Ali, weil er die verlorene Beute wiedergefunden hatte. Weil jedoch mit halben Sklavinnen nichts anzufangen ist, und weil ich, der Scheich eures Stammes, von jedem Beutezuge das beste Stück mir auszuwählen das Recht habe, so nehme ich dieses umstrittene Mädchen für meinen Harem."

Beim Fällen dieses unerwarteten Spruches öffneten Omar und Ali weit Augen und Mund. Die umstehende Menge lachte, klatschte Beifall und rief: „Allah ist groß — Abd-ul-Hamid ist weise!"

Die beiden Überlisteten warfen sich zur Erde, erhoben sich und verschwanden.

Der Scheich betrachtete die neueste Errungenschaft für seinen Harem und grinste.

„Führet die Weinende in das Zelt, gebt ihr zu essen und tröstet sie mit Schmeichelworten," gebot er den beiden Lieblingssklavinnen.

Die auf dem Platze versammelten Moslemin besprachen lebhaft die vortreffliche Schlichtung des Streites. Hamid vernahm geschmeichelt sein Lob.

„Hört — hört!“ rief plötzlich eine Stimme. „Hört — was ist das?“

Alle lauschten. Aus der Ferne klang Geschrei und Lärm. Das Getöse kam näher und schien sich mit großer Schnelligkeit zu verbreiten über das ganze Lager. Bald ging es wie Sturmgebrause über die Zeltstadt. Durch die Gasse sprengte ein Reiter und rief: „Die Franken ziehen heran! Die Franken in großer Menge — doch größer ist Allah!“

Der Scheich hatte sich von seinem Sitze erhoben. Sofort umringte ihn ein neugieriger Schwarm.

„Blinder Lärm!“ versicherte Hamid. „Woher sollte jählings die große Menge streitbarer Franken kommen? Ist nicht beinahe ganz Neustrien in unserer Gewalt? Haben wir nicht die ganze Waffenmacht des Feindes zerbrochen? Sind nicht alle Franken getötet, welche den Mut besaßen, mit den Söhnen des Propheten zu streiten? Darum sage ich nochmals — blinder Lärm!“

Sogleich kam die Widerlegung. In das Getöse mischten sich schmetternde Trompeten und dröhnende Posaunen. Die Alarmzeichen geboten unverweilten

Aufbruch. Mit Windeseile verschwanden die Sarazenen. Der Scheich stürmte in sein Zelt.

Und jetzt zeigte sich die erstaunliche Beweglichkeit, Marschbereitschaft und Ordnung mohammedanischer Heereszüge. Innerhalb weniger Stunden waren viele tausend Kamele beladen, die rings um Tours entstandenen, von Hunderttausenden bewohnte Zeltstadt abgebrochen. Beim Niedergang der Sonne verschwand die Nachhut des unermeßlichen Reiterheeres in der Ferne.

In dem befreiten Tours läuteten alle Glocken. Die Christen eilten in die Kirchen, aus freudig bewegten Herzen Gott zu danken für die wunderbare Rettung.

9. Die Völkerschlacht.

Bereits gestern erhielt Abderrhaman die unverbürgte Nachricht von dem Anzuge eines feindlichen Heeres. Da er Hamids Ansicht über die völlige Ohnmacht der Westfranken teilte, und von den Vorgängen in Ostfranken nichts wußte, so hielt auch er die Nachricht für blinden Lärm. Er hatte jedoch die Vorsicht, einige Renner auf die Spähe zu schicken. So wurde ihm heute die Kunde, daß ein großes Heer von Osten anrücke. Jetzt erkannte Abderrhaman den Anmarsch des Helden Karl Martell, den er, im Bewußtsein unbezwingbarer Übermacht, zwar nicht fürchtete, aber auch nicht geringschätzte. Darum hob er die Belagerung auf und zog südwärts nach der weiten Ebene zwischen Tours und Poitiers. Dies tat er in der Absicht, seinem Heere, das nur aus Reitern bestand, ungehinderte und rasche Bewegungen zu ermöglichen. Er wollte das Christenheer nach der Ebene locken, es umzingeln und vernichten.

Der kriegskundige Martell ging aber nicht in die gestellte Falle. Er rückte zwar gegen die Ebene vor,

nahm jedoch eine Stellung, die jede Umzingelung ausschloß. Rücken und Flanken seines Heeres deckten bewaldete Höhenzüge, unübersteigbar für die feindliche Reiterei. Die Fronte seiner Stellung schützte er durch Verhaue, Wall und Graben, so daß ein sturmsicheres Lager entstand.

Von den deutschen Stämmen etwa zwei Stunden entfernt, bezog Abderrhaman ein Lager, das sich unabsehbar über die Ebene ausbreitete.

Die Gefahr gänzlicher Vernichtung hatte die bisher uneinigen Vasallen des Westreiches zur gemeinsamen Waffentat gezwungen. Sie scharten sich unter dem Banner des Herzogs Eudo, der seine Streitkräfte mit dem Heere der Deutschen vereinigte. So standen sich nun die Völker Asiens, Afrikas und Europas kampfbereit gegenüber, um über das Schicksal der gegenwärtigen und zukünftigen Welt zu entscheiden. Es galt die Rettung Europas aus drohender Überflutung durch die mohammedanische Völkerwanderung. Die Völkerschlacht sollte entscheiden, ob die Menschheit durch den Geist des Christentums zur höchsten Stufe der Kultur emporgeführt werden oder im Sumpfe des Islam verelenden und verderben sollte.

An Zahl waren die Asiaten und Afrikaner den Europäern weit überlegen. Auch durch Kampfesweise und Ausrüstung unterschieden sich beide Gegner. Die

Orientalen hatten keine Fußtruppen. Mit ihren schnellen arabischen Pferden wußten sie auf der Ebene ganz überraschende Bewegungen auszuführen. Sie umschwärmten von allen Seiten den Feind, verwandelten mit Blitzesschnelligkeit den Angriff in Rückzug, und diesen wieder in Angriff, ein Manöver, welches den Feind verwirrte, ohne die Ordnung ihrer eigenen Schlachtreihen zu stören. Indem sie mit Windeseile heranstürmten bis zur Schußweite, überschütteten sie den Gegner mit Pfeilen und flogen mit gleicher Schnelligkeit wieder zurück, bevor sie der Feind erreichen konnte. Diese wechselnden Angriffe setzten sie fort bis zur Ermüdung des Feindes, dann fielen sie ihn heftig an mit Wurfspeeren und Krummsäbel. Ihre Hauptwaffe, Pfeil und Bogen, handhabten sie mit staunenswerter Geschicklichkeit. Beim schnellsten Rennen schossen sie ihre Pfeile ab und selten verfehlten sie das Ziel. Ihre vollendete Reitkunst machte den Eindruck, als seien sie mit dem Pferde verwachsen und bildeten mit demselben einen Körper. Die Gewandtheit ihrer Bewegungen wurde ermöglicht und gefördert durch ihre Kleidung und Ausrüstung. Sie trugen weder Schilde, noch Panzer, dagegen sehr leichte und dürftige Gewandung. Sie waren halb nackt, ihren Kopf schützte kein Helm. Wenn der Turban fehlte, so genügte ein um den Kopf gewundenes Tuch oder gar nichts. Der dürftige Anzug, in Verbindung mit der braunen

und schwarzen Hautfarbe der nackten Leiber und dem wilden Wesen der Wüstensöhne, sowie das wüste Geheul, das sie beim Anstürmen ausstießen, machte auf die Deutschen einen widerlichen und abschreckenden Eindruck. Sie meinten, höllische Wesen zu sehen, die körperliche Gestalten angenommen hatten.

In grellem Gegensatz zu den Orientalen standen die Franken, namentlich die reckenhaften Gestalten der deutschen Ritter. Diese waren gekleidet in Stahl und Eisen von der Sohle bis zum Scheitel. Sie hatten kleine Stahlschilde, lange wuchtige Schwerter, dazu schwere Streitäxte mit kurzem Stiel, eine furchtbare Waffe beim Handgemenge. Diesen schwerfälligen, ehernen Kolossen gegenüber machten die Sarazenen den Eindruck schwächlicher Leute. Aber ihre Macht und Gefährlichkeit bestand für das deutsche Fußvolk in ihrer Schußwaffe; denn letzteres, welches den größten Teil des deutschen Heeres bildete, trug zur Wehr nur Blechhauben, Brustpanzer und lange, breite Schilde. Diese mangelhafte Rüstung bot keinen hinreichenden Schutz gegen die massenhaft sausenden Pfeile der Sarazenen. Aber das berühmte Fußvolk der tapferen Rheinfranken, mit dem Karl Martell seine Siege erfocht und später sein Enkel, Kaiser Karl der Große, Europa seinem Zepter unterwarf, behauptete, trotz mangelhafter Rüstung, bisher immer siegreich das Schlachtfeld.

Auch das Fußvolk der Alemannen oder Schwaben, der Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen bestand aus streitbaren, im Kampfe geübten Männern, deren schwere Waffen, kurze Schwerter und mächtige Spieße, nur von starken Hünen geführt werden konnten. Im allgemeinen dienten ihnen zur Wehr Blechhauben und große, mit Eisenbändern umzogene Schilde, selten der Brustpanzer. Sie alle zählten und fürchteten keinen Feind, getragen von dem stolzen Selbstgefühl, im Kampfe mannhaft zu streiten, zu siegen oder zu sterben. Aber die Eigenart des gegenwärtigen Feindes, der sich zum Handgemenge nicht stellte und im Fluge, beim schnellsten Rennen, seine Pfeile entsandte, war ihnen eine ganz fremde, verblüffende Erscheinung. In der flinken Beweglichkeit arabischer Reiterei und im Gebrauche der Schußwaffe fanden sie die Kampfweise von Feiglingen, die nicht handgemein zu streiten wagten und darum des Bogens sich bedienten, wobei der schwächlichste Pfeilschütze den stärksten und tapfersten Helden zu töten vermochte.

Solche Urteile bildeten sich in den ersten Tagen, als die Deutschen noch keine Gelegenheit hatten, Mut und Tapferkeit der Sarazenen beim Handgemenge kennen zu lernen. Bisher gab es nur unbedeutende Gefechte. Der kluge Martell vermied vorläufig die Schlacht. Er wollte vorerst die deutschen Volksstämme an den Anblick der Sarazenen gewöhnen, deren Kampf-

weise ihnen zeigen, auch das Allahgeschrei und abschreckende Geheul, unter dem sie anstürmten, zur Genüge sie hören zu lassen. Hiezu gab es täglich Gelegenheit. In kurzen Tagespausen flog ein Schwarm heran, manöverierte an verschiedenen Stellen vor der weithin gestreckten Lagerfronte und versuchte, in herausfordernder Weise den Feind zum Kampfe zu reizen, zuweilen nicht ohne Erfolg.

Wie schon bemerkt, nahm Martell zum Lager einen Höhenzug, der eine für das sarazenische Reiterheer unangreifbare Stellung bildete. Dieser Höhenzug begrenzte halbkreisförmig einen Teil der Ebene, so daß seine beiden, sich gegenüberliegenden und etwa eine Stunde voneinander entfernten Ausläufer dem zur Schlacht ausgerückten Heere gleichsam hohe Wälle darstellten, die jede Umzingelung unmöglich machten, solange die Truppen die Fläche des Halbkreises nicht überschritten. Die äußerste Spitze des rechtsseitigen Ausläufers hatten zum Lagerplatz die Sachsen. An jener Stelle trug die Anhöhe einen Hochwald, welcher die Lagernden dem Feinde verbarg, den Sachsen jedoch einen Ausblick auf die Ebene gewährte. In etwa halbstündiger Entfernung sahen sie ein großes Dorf, gegenwärtig von den Sarazenen bewohnt, nachdem die früheren Einwohner geflüchtet oder getötet waren. Über dem Dorfe hinweg schweifte ihr Blick in die Ferne, wo sie das endlose Feindeslager sahen, auf

dessen Zeltspitzen im Sonnenlicht goldene Halbmonde strahlten und blitzten. Die Sachsen wußten, daß die Mohren unermeßliche Schätze und Kleinodien besaßen, aus allen Städten, Edelsitzen, Kirchen und Klöstern Westfrankens zusammengeraubt. Und die Einbildungskraft der Sachsen war eher geneigt, die Reichtümer des Feindes zu steigern als herabzusetzen. Der Anblick der goldenen Halbmonde war für sie eine stete und lebhafte Erinnerung an die aufgehäuften Schätze, verlockend zum Beutemachen, und ihre angestammte Raubgier stachelnd. Die Begeisterung der christlichen Franken, Alemannen, Bayern und Thüringer, für die Rettung der Christenheit und den Sieg des Kreuzes über den Halbmond zu kämpfen, war ihnen fremd. An erster Stelle hatten ihre Raubgier und die Schätze der Mohren sie bestimmt, dem Kriegszuge Martells sich anzuschließen. Darum ertrugen sie mit Ungeduld und nicht ohne Murren gegen den Feldherrn das tatlose Hinliegen, während die goldstrahlenden Halbmonde und die eingebildeten Schätze in den Zelten zum Angriff und Beutemachen drängten.

Da bot sich ihnen am Morgen des fünften Lagertages ein Schauspiel, das sie zum tollkühnen Wagnis fortriß.

Vor dem erwähnten Dorfe waren nächtlicherweile einige Zeltreihen entstanden. Von den Strahlen der Morgensonne übergossen, boten diese Zelte und deren

Bewohner einen Anblick, welcher die Sachsen im höchsten Maße überraschte und ihre Beutegier entflammte. Alle Zeltspitzen zierten ungewöhnlich große Halbmonde von Gold, nach Ansicht der Sachsen ein Beweis, daß die Zelte von sehr reichen Mohrenfürsten bewohnt wurden. Zugleich gestatteten die weitgeöffneten Vorhänge freien Einblick in das Innere, wo die scharfen Augen der Sachsen goldig schimmernde Gegenstände entdeckten, deren Bestimmung sie zwar nicht kannten, die jedoch Zeugnis gaben von dem Vorhandensein großer Reichtümer. Vor den Zelten standen oder bewegten sich Gestalten in Prachtgewändern, deren Goldstickereien hellen Glanz verbreiteten. Diese von Gold strotzenden Gewänder reichten vom Hals bis über die Füße, augenscheinlich für Menschen angefertigt, die viel größer waren als die Sarazenen. Sie waren vorn offen und über der Brust von goldenen Spangen zusammengehalten. Die heidnischen Sachsen, unbekannt mit der Pracht des religiösen Kultus in Kathedralen und Kirchen reicher Klöster, fanden in den Gewändern nicht die Pluvialen oder Vespermäntel, wie sie an hohen Festen von Bischöfen und Äbten beim feierlichen Gottesdienst getragen wurden. Das Schimmern und Leuchten im Innern der Zelte entlockte die Sonne goldenen Kelchen, Monstranzen, silbernen Altarleuchtern und mit Edelsteinen geschmückten Reliquienschreinen. Alle diese Kostbarkeiten hatten

die Sarazenen in Städten und Klöstern geraubt und jetzt zur Schau ausgestellt, offenbar in der Absicht, um die ihnen zunächstliegenden Feinde zum beutereichen Ausfall zu reizen. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Absicht entging den Sachsen keineswegs. Auch sie bedienten sich in Krieg und Frieden der List, hatten sogar dem Frankenherzog Karl durch Kauf und Opfer der hessischen Sklaven eine Falle gestellt. Wenn jedoch den Menschen starke Leidenschaften beherrschen, wie Beutgier die Sachsen, so überhört er gern alle Vorstellungen und Einwände der Vernunft.

Von seinen Frilingen umgeben, betrachtete Unruoch, Adaling des Gaues Wiedogast, das goldig glänzende Schauspiel vor dem Dorfe. Je länger das Betrachten währte, desto gieriger funkelten die Augen der Sachsen.

„So wahr ich ein Adaling bin," versicherte Unruoch, „solche Reichtümer an Gold und Schätzen, wie die Mohren sie besitzen, hätte ich mir nicht träumen lassen!"

„Ich auch nicht," bestätigte ein Friling. „Wenn man im ganzen Sachsenland alles Gold, das als Zier um die geölten Heldenschädel glänzt, in einen Klumpen zusammenschmilzt, so gibt es keinen so schweren Schatz, wie er dort in den Zelten aufgehäuft liegt."[1])

[1]) Nach urdeutscher Sitte pflegte man die Schädel der tapfersten in der Schlacht gefallenen Feinde mit Öl zu salben, mit Goldreifen zu umziehen und in Schränken als Kostbarkeiten zu bewahren. Diodorus siculus lib. V, cap. 28.

Alle Köpfe nickten beistimmend, und noch gieriger glitzerten die Augen.

„Guckt doch, was für goldige Mäntel die Mohren haben!“ sagte ein anderer. „Wodan treibt mich, die Goldmäntel zu erbeuten.“

„Mich auch — mich auch!“ rief es in der Runde.

„Mich aber nicht!“ versicherte ein Friling, wegen seines schlauen Gesichtes „Fuchs“ genannt.

„Dich nicht? Warum nicht?“ forschte Unruoch.

„Weil uns die Mohren mit den hübschen Sachen aus dem sicheren Lager herauslocken wollen — was doch klar ist,“ antwortete Fuchs. „Seit vier Tagen sprengen sie heran und fordern uns zum Streit. Wir aber sollen der Herausforderung nicht folgen, weil Frankenherzog Karl an den Mohren seinen Spaß hat und keine Schlacht annehmen will, bis er sich an den Reiterkunststücken der Schwarzen hat satt gesehen. Jetzt halten sie uns ihre Schätze vor die Nase, um uns zum Beutemachen zu stacheln. Folgen wir dem Stacheln und reiten hinüber, um die goldenen Vögel zu rupfen und ihre goldigen Eier aus den Nestern zu holen, dann werden sie in großer Menge aus dem Dorfe hervorbrechen und über uns herfallen. Was für Ratten der Speck in den Fallen, das sollen für uns die goldenen Sachen in den Zelten sein. Ich aber bin keine Ratte, sondern ein Fuchs.“

Diese Erklärung hatte auch Adaling Waltgaud gehört, der mit einigen Frilingen seines Gaues herangekommen war. Jetzt entstand zwischen den beiden Adalingen und ihren Gauleuten eine lebhafte Erörterung.

„Angenommen, der Fuchs hat recht, die Mohren wollen uns überlisten, weil sie es anders nicht fertig bringen, mit uns zu streiten," sagte Unruoch. „In diesem Falle haben jedoch die Mohren nicht uns, sondern sich selbst überlistet. Wir ziehen aus, sprengen im schnellsten Rennen über die Ebene, hauen die Mohren zusammen, machen herrliche Beute und jagen ohne Weile zurück. Dies alles kann geschehen, bevor die Mohren im Lager, das ja weit entfernt ist, von unserem Handstreich erfahren."

Allgemeiner Beifall; denn allzu verführerisch lockte der Goldglanz.

„Der reiche Beutezug muß gelingen, so wir uns sputen, mit raschen Schwerthieben die Mohren niederhauen und flink zugreifen," sagte Waltgaud. „Bis zu den Zelten sind es kaum 4000 Schritte; bald sind wir dort. Längst sind wir mit den erbeuteten Schätzen zurück, bis die Mohren im Lager den Überfall inne werden."

„Aber die Mohren im Dorfe werden uns erspähen, bevor wir zu den Zelten gelangen," bemerkte Fuchs.

„Wie viele mögen im Dorfe liegen?" rief geringschätzend ein Friling. „Kaum zweitausend. Die Gaue

Wiedogast und Salogast haben zusammen fünfhundert streitbare Mannen. Ein sächsischer Friling nimmt es auf mit zwanzig von diesen elenden Knirpsen, die nur reiten, heulen und Pfeile schnellen können, vor dem Schwertkampf aber ausreißen."

„Vor den Räubern ihrer Schätze werden sie aber nicht ausreißen, sondern herzhaft mit ihnen streiten," meinte Fuchs.

„Das mögen sie! Wir sind gleich fertig mit ihnen."

„Ziehen wir aus!"

„Ja — ja, kein Zaudern, wenn solche Beute winkt!" riefen viele Stimmen durcheinander.

Der unverweilte Raubzug wurde beschlossen. Die Frilinge liefen nach ihren Rastplätzen. Sämtliche Mannen der beiden Gauen griffen zu Wehr und Waffen — Fuchs ausgenommen. Er ging nach einer Felshöhle, die er mit seinem Pferde bewohnte. Dort streckte er sich auf ein zottiges Fell nieder, das er im Sachsenwald einem erlegten Bären abgestreift.

„Die Dummköpfe!" brummte er. „Sein Leben lang müßte der Fuchs sich schämen und ärgern, wäre er mit Eseln auf Beute ausgezogen."

Eine Weile lag er sinnend. Dann sprang er auf.

„Ja, das muß ich tun! Dem Frankenherzog muß ich Kunde bringen von der Tollheit meiner Schwertmagen. Seine eisernen Reiter können vielleicht die Esel aus der Falle heraushauen, in die sie geraten."

Er bestieg das Pferd und eilte nach dem Standorte Martells.

Die Fünfhundert waren bereits auf dem Wege nach den Schätzen. An ihrer Spitze ritten die beiden Adalinge in voller Kriegsrüstung, die sehr plump und dürftig war. Die ehernen Hörner an ihren eisernen Helmen zierten nicht und schützten nicht, konnten jedoch einem Feinde, der niemals einen gehörnten Sachsen gesehen, etwas Furcht einflößen. Gesicht, Hals und Arme waren wehrlos, ebenso die Beine, während Brust und Rücken der Panzer deckte, und der hölzerne Schild gegen Pfeile und Wurfspeere schützte. Auch die Frilinge trugen eiserne Helme und Schilde, jedoch keinen Panzer. Ihre Schwerter, die an eiserner Kette hingen, waren breit und schwer und deren Gebrauch nur sehr starken Armen möglich. Vor jedem Reiter hing am Sattelknopf ein Bündel Wurfspeere, in deren Anwendung sie geübt waren. Solche Wehr und Waffen können genügen beim Ringen mit gleich bewehrten und bewaffneten Feinden. In diesem Falle mochte allerdings ein Riese des deutschen Urwaldes zwanzig orientalische Knirpse im Kampfe bestehen. Aber Bewaffnung und Kampfweise der Sarazenen waren ganz andere und nicht auf das Handgemenge gerichtet.

Die Sachsen hatten auf der Ebene eine bedeutende Strecke zurückgelegt; kein Feind zeigte sich. Die Gestalten in den Prachtgewändern bewegten sich

immer noch vor den Zelten. Die Schätze in denselben schienen jetzt in geringer Entfernung weit größer zu sein, als die Sachsen von der Anhöhe ihres Lagers angenommen hatten. Mit der Größe der Schätze wuchs auch die Habgier der Beutemacher, die ihre plumpen Gäule zum schnellsten Laufe antrieben. Plötzlich änderte sich die Lage. Aus dem Dorfe brach ein Schwarm von einigen hundert Reitern hervor, der in sausendem Galopp heranstürmte. Zum Empfange der Feinde griffen die Sachsen zu den Schwertern. Aber die Sarazenen flogen in einiger Entfernung an ihnen vorüber, und zwar in aller Stille, ohne das wüste Geheul auszustoßen, mit dem sie zum Kampfe herauszufordern pflegten. Wahrscheinlich wollten sie das Feindeslager nicht alarmieren und den in die Falle gegangenen Feind rasch überwältigen.

Bevor die Sachsen die Absicht der Mohren erkannten, ihnen den Rückzug abzuschneiden, nahte mit Windeseile ein zweiter Schwarm, bedeutend zahlreicher als der erste. Er stürmte auf die Sachsen los, welche glaubten, daß jetzt der Waffenstreit beginne. Sie täuschten sich. Bis auf Schußweite herangekommen, schnellten die Sarazenen ihre Pfeile ab, machten eine Wendung und flogen zurück. Die Adalinge an der Spitze fielen aus den Sätteln, beide mit durchschossenen Hälsen. Auch einige Frilinge stürzten zu Boden. Keinen Augenblick unterbrachen die Sachsen die Ver-

folgung der scheinbar fliehenden Feinde, die jedoch gar nicht flohen. Sie machten eine Schwenkung, und in der nächsten Minute schlugen ihre Geschosse den Sachsen in die Flanken. Viele stürzten aus den Sätteln. Zu gleicher Zeit wurden sie im Rücken von dem ersten Schwarm beschossen. Als sie gegen diesen Feind sich kehrten, war schon wieder der zweite Schwarm herangestürmt und schnellte wohlgezielte Pfeile. So ging es fort. Rasch lichteten sich die Reihen, bis von den Fünfhundert der Letzte zu Boden sank.

Im Lager hatte man das Gefecht zwar bemerkt, aber dessen Verlauf und Ausgang erfolgte so schnell, daß Hilfeleistung unmöglich war.

Nach erlangtem Siege vereinigten sich die beiden Schwärme und galoppierten bis zum Wallgraben des Lagers. Dort erhoben sie ein wildes Siegesgeschrei, machten hiebei eine Schwenkung und nach wenigen Minuten waren sie in der Ferne verschwunden.

Die Beobachtung eines blutigen Schauspieles, worin die Sachsen mit unerreichbaren Feinden nicht kämpfen konnten und deshalb unterliegen mußten, ermutigte die Völker des Abendlandes keineswegs, Hunderttausende solcher Feinde in der Schlacht zu bestehen. Das Murren verstummte, welches in den letzten Tagen über das Zaudern Martells fast allgemein wurde. Man hatte auch das an Feigheit strei-

sende Flüchten in ein festes Lager scharf getadelt. Jetzt rühmte man die unangreifbare Stellung und die Klugheit des Heerführers. Aber man entdeckte keine Möglichkeit, einen Feind in der Schlacht bestehen zu können, der zu siegen verstand, ohne zu kämpfen.

Über diese gedrückte Stimmung, welche dem Hammer nicht verborgen blieb, unterhielt er sich am folgenden Morgen mit den Fürsten. Die Herren standen auf dem Gipfel eines Berges, der eine weite Fernsicht über die Ebene darbot. Etwa hundert Schritte von den Fürsten entfernt, hatte sich eine Schar von Edelleuten, zu denen auch die beiden Adalinge Hunred und Wolfar gehörten, um Karlmann versammelt.

„Man rühmt der Sachsen Tapferkeit und Mut, gestern aber zeigten sie von beiden wenig oder gar nichts," sagte Graf Dagobert, ein kühner Degen und Vasall des Herzogs Karl. „Sie ließen sich abschlachten, gleich einer Herde wehrloser Schafe, die sich bei Angriffen streifender Wölfe ohnmächtig zusammendrängen."

Das Urteil verletzte die zwei Adalinge.

„So redest du mit Unrecht," erwiderte Hunred. „Die tapfersten Feinde bestehen die Sachsen im Kampfe, solange die Feinde Menschen sind. Ich habe jedoch gestern deutlich gemerkt, daß die Mohren fälschlich für Menschen gehalten werden."

Erstaunt lauschten die Franken.

„Wie meinst du, edler Fürst?“ forschte Karlmann. „Für was hältst du eigentlich die Mohren?“

„Ich halte sie für Wichtelmännlein oder Zwerge, und diese sind keine Menschen, sondern Asen und Göttersöhne,“ erklärte Hunred nach urdeutschem Väterglauben. „Hervorgegangen sind sie aus den Maden des Fleisches Ymirs, und begabt wurden sie von den Göttern mit Menschengestalt und Menschenwitz. Klein sind sie und häßlich, weil sie eben aus Fleischmaden hervorkrochen, aber ihre Geschicklichkeit in mancherlei Künsten, auch im Reiten und Pfeilschießen, ist nicht gering. Ihre Menge ist groß und ihre Könige sind Nibelung, Laurin, Schildung und Goldemar. Als ich gestern die Wichtelmännlein mit ihren Gäulen fliegen und ihre Pfeile schießen sah, von denen keiner neben das Ziel ging, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich erkannte, was die Mohren eigentlich sind. Wenn also Menschen im Kampfe mit Asen und Göttersöhnen unterliegen, so ist das keine Schande und beweist nichts gegen die angestammte Tapferkeit der Sachsen.“

Die Franken zuckten die Achseln und lächelten.

„Laß dir sagen, Fürst Hunred, was du vorgebracht, ist Irrsinn der Heidenreligion,“ erklärte Karlmann. „Es gibt keine Asen, keine Götter, keine Wichteln. Dies alles ist heidnischer Wahn und Aberglaube. Die Ursachen, welche gestern die Niederlage deiner Stamm-

genossen herbeiführten, sind doch sehr klar. Die stärksten Helden müssen unterliegen im Streite mit Feinden, die gar nicht streiten, sondern nur schießen. Die Sarazenen sind aber ausgezeichnete Schützen, deren Pfeile immer das Ziel treffen. Gegen Pfeile seid ihr Sachsen schlecht oder gar nicht geschützt. Hiezu kommt die windschnelle Beweglichkeit der arabischen Reiter, die man nicht verfolgen kann, weil sie für unsere schweren Schlachtrosse unerreichbar sind, und auch nicht verfolgen darf, weil das Verfolgen ermüden und vor dem Nahekampf die Kräfte erschöpfen würde. Da eure Mannen keine Rüstung tragen und gegen die Pfeile nur durch den Schild sich decken können, hinreichender Schutz durch den Schild beim Reiten aber unmöglich ist, so rate ich euch, in der bevorstehenden Schlacht die Pferde nicht zu besteigen, sondern in den Reihen des Fußvolkes zu streiten."

„Wenn sich aber die Mohren zum Streite nicht stellen?" warf Hunred ein.

„Sie werden sich stellen, sobald sie erfolglos ihre Pfeile verschossen haben an Feinden, die unbeweglich stehenbleiben und gar nichts tun, als durch ihre Schilde sich decken. Kommt es darauf zum Handgemenge, so möget ihr mit Schwert und Spieß die nackten Mohren in großer Zahl niederstrecken."

„Das läßt sich hören — du bist ein kluger Mann," rühmte Fürst Wolfar. „Heute noch wollen wir mit

den Frilingen unserer Gaue die Sache beraten. Der Fußstreit will sich zwar für Adalinge nicht ziemen, doch aber muß er recht sein, wenn man auf andere Weise zum Verhauen der Mohren nicht kommen kann."

Karlmann stand einige Augenblicke sinnend, wobei sich ein Entschluß in seinen Zügen ausdrückte.

„Für unsere gepanzerte Ritterschaft sind die nackten Sarazenen keine ebenbürtigen Feinde," wandte er sich an die Edelleute. „Natürlich vorausgesetzt, daß man sich in kein nutzloses und erschöpfendes Rennen einläßt. Ohne Aufschub will ich an der Spitze meiner Gefolgschaft die Sarazenen im Kampfe bestehen. Der ganzen Ritterschaft will ich zeigen, wie man fertig wird mit diesen arglistigen, fliegenden Teufeln."

Raschen Schrittes nahte er dem Fürstenkreise, begleitet von den staunenden Blicken der Edelleute, die ihm folgten und in Hörweite stehenblieben.

Die Fürsten besprachen die unbegreifliche Torheit des sächsischen Ausfalles.

„Wie mir gestern schon ein Sachse mitteilte, war es lediglich auf reiche Beute abgesehen," sagte Martell. „Sie wollten das viele Gold haben, das sie in den Zelten erspähten. So wurden die Sachsen die Opfer einer Leidenschaft, der sie gänzlich verfallen zu sein scheinen — der Raubgier. Zur Befriedigung dieser unheilvollen Sucht, brachen sie wiederholt in das Ost-

reich zu Raub, Plünderung und Landesverwüstung. Dreimal habe ich sie deshalb schwer gezüchtigt — wahrscheinlich nicht zum letzten Male."

Karlmann trat heran.

„Mögen die erlauchten Herren meine flüchtige Störung entschuldigen," begann er nach tiefer Verbeugung. „Ich halte mich verpflichtet, auf einen Umstand von größter Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Der tolle Ausfall der Sachsen und deren schnelle Vernichtung erzeugten im Lager eine bedenkliche Stimmung. Vielfach verbreitet sich die Ansicht von der Unbezwingbarkeit der Sarazenen. Die Sachsen sind sogar der Meinung, die Mohren seien gar keine Menschen, sondern Wichtelmännlein von göttlicher Geburt und Beschaffenheit, so daß sie für Menschen unbesiegbar sind. So lächerlich auch diese Ansichten erscheinen mögen, sind sie doch von gefährlicher Art. Wird der Tapferste in den Kampf geführt gegen einen Feind, den er für unbezwinglich hält, so sind ihm Kraft und Mut gelähmt. Ich möchte nun mit Eurer Zustimmung, Herr Vater, mit einem Schlage zwei Dinge vollbringen. Vor den Augen des ganzen Lagers möchte ich die Sarazenen besiegen und hiedurch ihre Besiegbarkeit beweisen. Sodann möchte ich durch ein Beispiel dem ganzen Lager zeigen, in welcher Weise man verfahren muß, um sie zu bezwingen."

Mit dem Ausdruck der Verwunderung waren die Fürsten der Rede gefolgt. Nur Karls Gesicht zeigte keine Spur von Verwunderung und der Blick des Vaters ruhte wohlgefällig auf seinem Liebling.

„Du hast dir eine sehr kühne Aufgabe gestellt, deren Gelingen höchst verdienstlich wäre," sprach er. „Bevor ich zu deren Lösung die erbetene Erlaubnis geben kann, muß ich zuvor das Kind deiner heldensinnigen Mannhaftigkeit genau kennen lernen."

„Jeden Tag pflegen die Sarazenen herausfordernd vor dem Lager zu erscheinen. An der Spitze meiner Gefolgschaft werde ich dem Feinde zum Kampfe mich stellen und gedenke, mit Gottes Hilfe den Sieg zu erringen."

Die Fürsten lächelten ungläubig. Offenbar hielten sie das Vorhaben für einen jugendlichen, aussichtslosen Einfall. Martell hingegen lächelte nicht, er nahm die Sache sehr ernst und blickte mit väterlichem Stolze auf den jungen Helden.

„Soviel ich bemerkte," sprach er, „mögen die anrennenden Schwärme tausend bis zweitausend Reiter stark sein. Deine ritterliche Gefolgschaft beträgt nur 250 Helme. Wie gedenkst du, gegen Rückenangriffe der Überzahl dich zu schützen?"

„Wir kämpfen im Ring, also sind Rücken- und Flankenangriffe unmöglich," antwortete Karlmann. „Eher wird das stürmische Meer vom Gestade den

Felsen hinwegspülen, als 2000 Sarazenen unseren Ring durchbrechen."

Die Fürsten lächelten nicht mehr. Bewundernd betrachteten sie die eiserne Hünengestalt und deren kampfesmutig blitzende Augen.

„Es handelt sich ja nicht um eine aus Übermut unternommene Waffentat," schloß Karlmann. „Ich möchte den abendländischen Völkern zeigen, wie man mit den fliegenden Orientalen und Pfeilschützen streiten muß, um sie zu besiegen."

„Gut — es sei!" entschied Martell. „Ziehe aus, doch nicht weiter, als bis zu jenem Baum, der dort in etwa halbstündiger Entfernung auf der Ebene steht. So kann ich im Notfall dir Hilfe schicken."

„Dank, mein Vater! Der Unterstützung wird es nicht bedürfen," rief Karlmann und eilte von hinnen.

„Herr Karlmann — hört!" rief Dagobert den Stürmenden an. „Nur eine Frage: Darf auch ich dabei sein?"

„Ihr gehört nicht zu meiner Gefolgschaft, bester Graf! Erlaubt es mein Vater, bin ich Eurer Waffengemeinschaft froh," rief Karlmann zurück und stürmte weiter.

Die beiden Adalinge waren mit gespannter Aufmerksamkeit der Verhandlung zwischen Vater und Sohn gefolgt. Jetzt glühten ihre Gesichter vor staunender Überraschung.

„Hast du gehört?“ sagte Wolfar. „Unser Schwertmagen Karlmann streitet ohne Weile an der Spitze seiner Gefolgschaft mit den Mohren. Ein ganzer Held!“

„Ja — ja, Wodans Stärke, Tyrs Kühnheit und Baldurs Weisheit stecken in ihm!“ bestätigte Hunred. „Darum folgen wir seinem Rat und streiten zu Fuß. Sputen wir uns, allen Sachsen die große Kunde zu bringen.“

Sie liefen den Berg hinab, bestiegen ihre Pferde und galoppierten über die Ebene.

Karl Martell hatte seinem davoneilenden Sohne mit stolzer Vaterfreude nachgesehen. Darauf wandte er sich an den Herzog von Aquitanien.

„Herr Eudo, ich möchte Euch einen Beweis meines ganz besonderen Vertrauens geben. Der Standort der westfränkischen Ritterschaft unter Eurer Führung ist jenem Baume nahe, wo sich ein sehr blutiger Kampf entwickeln wird. Möglicherweise schwillt die Menge der Sarazenen zu vielen Tausenden an, so daß die Lösung der Aufgabe für meinen Sohn und dessen Ritterschaft sehr schwierig werden könnte. Für diesen Fall haltet Euch zum Beistande bereit.“

„Dank für das mich und meine Ritter ehrende Vertrauen, dem wir mit Freude und Stolz nachkommen!“ erwiderte Eudo, sprang in den Sattel und jagte von hinnen.

„Herr Karl, zu einem solchen Sohne beglückwünsche ich Euch!“ nahm Herzog Hugibert von Bayern das Wort. „Offen gestanden, möchte Euch sogar um einen solchen Sohn beneiden.“

„Dank, edler Herzog, für Glückwunsch und Neid; denn letzterer ist ja nur die bestätigte Berechtigung für den ersten,“ scherzte Martell.

„Übrigens hat auch diese Sache zwei Seiten,“ meinte der Schwabenherzog Theodebald. „Auch hier liegt neben dem größten Vorteil der größte Nachteil. Siegt Karlmann vor den Augen des ganzen Lagers über die Sarazenen, dann verschwindet das geheime Grauen vor solchen Feinden aus allen Herzen, die sich fürchteten. Unterliegt aber die kleine Heldenschar der Übermacht, dann werden selbst jene Herzen furchtsam und verlieren allen Mut, die sich bisher nicht gefürchtet haben.“

„Deshalb seid unbesorgt, Herr Theodebald!“ entgegnete Karl im Tone der Tröstung. „Wenn schutzlose Nacktheit mit hartem Stahl und wilde Kampfeslust mit überlegender Ruhe ritterlicher Waffenführung in einen Streit sich einlassen, so kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein. — Doch, hört!“

An den Wänden des Höhenzuges hin lief ein eigentümliches Rauschen, das sich immer mehr verstärkte und ausbreitete und dem Brausen eines nahenden Sturmes glich.

„Was ist das?“ fragte Theodebald.

„Das ist des überraschten Lagers anhebender Freudensturm über das Gerücht von Karlmanns Kühnheit,“ antwortete Martell. „Hört doch, immer stärker schwillt er an — immer weiter dehnt er sich aus!“

Mit Windeseile hatte sich die Kunde verbreitet: „Held Karlmann zieht aus zum Kampfe mit den Mohren!“ Mit staunender Erregung und nicht ohne Bangen wurde die Kunde vernommen; denn unbestreitbar erschien die Gefährlichkeit des Unternehmens. Als nach einigen Stunden Karlmann an der Spitze der Gewappneten über die Ebene ritt, folgten ihm die Blicke von Hunderttausenden, deren Segenswünsche und Gebete die kleine Schar begleiteten.

Der eherne Zug der geharnischten Recken bot einen überaus stolzen und kriegerischen Anblick. Sämtliche Ritter waren Vasallen Martells, teilweise junge Edelleute, am Hofe des Herzogs erzogen, in den Waffen sehr geübt, ausgezeichnet beritten und bewehrt. Ihre Rüstungen vom feinsten Stahl bedeckten in schimmernden Schuppen den ganzen Körper. Zum Schutze des Gesichtes und des Halses hatte der Helm hinten und vorne Schilde und zu beiden Seiten Backenschienen. Ihre Stahlschilde waren kurz, oben breit und leicht gewölbt, nach unten sich verjüngend. Als Waffen

trugen sie keine Lanzen, sondern lange, zweischneidige Schwerter und wuchtige Streitäxte, ganz von Stahl. Sie saßen, wie eiserne Säulen, auf gewaltigen Schlachtrossen, deren Stirn und Brust Stahlplatten, Hals und sattelfreie Körperteile Drahtgeflechte schirmten. Indem sie in zwei Reihen langsam über die Ebene sich bewegten, glichen sie, vom Lager betrachtet, zwei beweglichen, ehernen Mauern, die im Sonnenlichte glänzten und flammten. Kaum war ein grellerer Gegensatz denkbar, als er zwischen diesen schwerfälligen eisernen Hünen und den unbewehrten, fliegenden arabischen Reitern bestand.

Bevor die Ritterschar den erwähnten Baum erreichte, zeigten sich in der Ferne einige Reiter, die sogleich wieder verschwanden.

„Wir sind bereits erspäht und werden angemeldet," rief Dagobert. „Hoffentlich gelangen wir noch zum Baum und zur Ringbildung, bevor die Sarazenen anstürmen."

„Immerhin mögen sie vorzeitig anrennen," entgegnete Karlmann. „Unser Vorhaben können sie nicht verhindern."

Die Rosse behielten ihren langsamen Schritt. Schwerfällig wälzte sich der eiserne Zug über die Fläche. Die ehernen Wehrgehänge rasselten, die Streitäxte, in steter Berührung mit den Stahlschilden, unter-

hielten ein beständiges metallisches Klingen und Pochen, und der Boden dröhnte unter dem Stampfen der mächtigen Streithengste. Ohne Hindernis gelangte die Schar zu dem Baume, einer riesigen Eiche, wahrscheinlich der letzte Zeuge eines stolzen Forstes. Sofort schlossen die Gewappneten um die Eiche einen weiten Kreis, so daß eine ringförmige Kette entstand, deren 252 Glieder die eisernen Hünen und deren gepanzerte Rosse bildeten. Das Ganze machte den Eindruck eines eisernen Walles, dessen Festigkeit allen Angriffen zu trotzen und Karlmanns Erklärung zu bestätigen schien: „Eher wird das stürmische Meer vom Gestade den Felsen hinwegspülen, als 2000 Sarazenen unseren Ring durchbrechen!“

„Sie kommen!“ rief eine freudig klingende Stimme.

In der Ferne wirbelten Staubwolken empor. Rasch traten zwei getrennte Reiterabteilungen in den Gesichtskreis, die auf den Flügeln des Sturmes heranbrausten. Sie mochten zusammen über 2000 Reiter zählen. Einen Teil von ihnen bildeten wahrscheinlich jene beiden Schwärme, welche gestern die 500 Sachsen erschossen hatten. In geringer Entfernung machten sie Halt. Erstaunt betrachteten sie eine ihnen völlig fremde Erscheinung; denn niemals hatten sie bisher Gelegenheit, deutsche Ritter im Ring kämpfen zu sehen. Zugleich mochte es sie verblüffen, daß die kleine Schar zur Abwehr einer sie bedrohenden feindlichen Über-

macht gar nicht geneigt schien; denn die Schwerter blieben in den Scheiden, keine Schilde wurden gehoben, keine Waffen geschwungen. Die ehernen Männer saßen unbeweglich auf ihren gewaltigen Rossen, ohne die Nähe der Feinde im mindesten zu beachten. So gelangten die gaffenden, dem Aberglauben ergebenen Moslemin zu der Annahme, der Ring um den Baum sei eine religiöse Handlung zur Verehrung der heiligen Eiche. Diese Annahme entflammte ihren wilden Fanatismus; denn Mohammeds Gebot war die Vertilgung aller Ungläubigen, und zur Vernichtung derselben waren sie ausgezogen. In abschreckendem Geheul ihr gewöhnliches Schlachtgeschrei: „Allah akbar" brüllend, begannen sie den Angriff. Die beiden Abteilungen lösten sich auf, flogen in scheinbarer Unordnung über die Ebene und hatten in wenigen Minuten vier Reihen gebildet. Bis auf Schußweite kamen sie heran und zogen einen vierfachen Schützenkreis um den Ring.

Die Ritter hatten mit Bewunderung die schnellen und planmäßigen Bewegungen des Feindes beobachtet. Und jetzt wurde den Umzingelten Gelegenheit, die Treffsicherheit und Gewandtheit der Pfeilschützen kennen zu lernen. Wie dichte Hagelschauer sausten die Geschosse auf die Gewappneten. Ohne Unterbrechung flogen die Pfeile von den Sehnen, so daß die Stahlflächen der gehobenen Schilde, die Helme und Rü-

stungen beständig knatterten und knallten. So ging es fort ohne Pause durch einige Minuten. Dann hatte sich die Hagelwolke erschöpft, die Köcher waren geleert. In dem eisernen Ring war keine Lücke entstanden. Dagegen fielen nicht wenige Bogenschützen, getötet von irrenden Pfeilen einander gegenüberstehender Reihen.

Mit nicht geringem Erstaunen gewahrten die Sarazenen die Erfolglosigkeit der Beschießung. Noch größer war ihre Verwunderung über das Verhalten der Feinde, welche nicht die mindeste Bewegung zur Abwehr machten, und sich so unempfindlich bewiesen gegen Pfeile, als seien sie keine lebendige Wesen, sondern Bildsäulen von Erz. Die sonst so beweglichen windschnellen Araber saßen wie betäubt auf ihren Pferden, lautlos die Geharnischten anstarrend. Dieses Benehmen, in Verbindung mit den Zeichen äußerster Verblüffung auf den Gesichtern der gaffenden Mohren, streifte an das Komische. Graf Dagobert, ein frohsinniger junger Mann, lachte hell auf. Sein Lachen wirkte ansteckend auf den ganzen Ring, so daß schallendes Gelächter das erste Lebenszeichen des eisernen Kreises war. Das Lachen versetzte die Sarazenen in unbeschreibliche Wut. Stolz auf ihren Kriegsruhm, hielten sie sich für unbezwingbar und nahmen das Lachen als Verhöhnung, sowie die Untätigkeit der Gewappneten als Verachtung. Ein wildes Geschrei

erhebend, schwangen sie die Krummsäbel zum Handgemenge, ringsum die Ritter anfallend, welche blitzschnell ihre Schwerter zogen. Im nächsten Augenblicke entstand ein schauerliches Abschlachten der andrängenden, durch keine Rüstung geschützten Sarazenen. Die wuchtigen, langen Schwerter, von kraftvollen Armen geschwungen, schlugen in rasch geführten Hieben die nackten Gestalten aus den Sätteln, so daß sich um den Ring ein Wall von Leichen zu bilden begann. Mit der furchtbaren Waffenführung der Rheinfranken wetteiferte der glühende Fanatismus der Mohammedaner. Mit Todesverachtung drängten sie heran, den ehernen Ring zu sprengen, durch ihre Übermacht den Sieg zu erzwingen und die Feinde zu vernichten. Vergebens. Es bewahrheitete sich der Ausspruch Martells: „Wenn schutzlose Nacktheit mit hartem Stahl und wilde Kampfeslust mit überlegender Ruhe ritterlicher Waffenführung in Streit sich einlassen, so kann der Ausgang nicht zweifelhaft sein.“ Am harten Stahl der Rüstungen zerschellten wirkungslos die Säbelhiebe, und die Nacktheit, das heißt das Fehlen jeder schützenden Wehr, sogar der Schilde, überlieferten rettungslos die Araber den mit Kraft geführten Todesstreichen. Immer höher wurde der Leichenwall. Vielleicht hätten die Moslemin bis zum letzten Mann gestritten, in ihrem stolzen Sinn die völlige Vernichtung dem Leben vorgezogen, würde nicht ein Vor-

gang grausiger Art sie aller Empfindung für Waffenruhm beraubt und mit Schrecken erfüllt haben.

Ihr Anführer, den reiche Tracht und der mit goldenem Halbmonde gezierte Turban als Emir bezeichnete, hatte Karlmann angefallen. Es gelang ihm, zwei rasche Hiebe auf des Ritters Kopf zu schmettern, so daß der Helm erklang und Feuerfunken aus demselben sprühten. Zum dritten Hiebe kam er nicht. Das mächtige Schwert des Recken durchschnitt sausend die Luft, und der Häuptling fiel in zwei Hälften aus dem Sattel. Die Sarazenen sahen die Waffentat riesiger Stärke, den jäh aufsteigenden Blutstrahl, die grauenerregende Zerteilung ihres Anführers, und mit dem Aufschrei des Entsetzens wichen sie zurück und flüchteten.

Das ganze Lager hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit den Verlauf des Kampfes beobachtet. Als die Sieger in rotgefärbten Rüstungen, gleichsam in Feindesblut gebadet, im Lager anlangten, wurden sie mit endlosen Heilrufen und tosendem Jubelsturm empfangen.

Karlmann begab sich unverweilt nach dem Zelte seines Vaters, der seinen Liebling, ohne ein Wort zu sprechen, umarmte und küßte. Den jungen Helden überraschten gar sehr Umarmung und Küsse. In solcher Gemütsverfassung hatte er den Vater noch nicht gesehen, dessen gewöhnlicher strenger Ernst und kalte

Zurückhaltung niemals durch Äußerungen weicher Seelenstimmung verdrängt wurden. Die nun folgende Erklärung machte ihm die Erregung des Vaters verständlich, zeigte ihm zugleich die nicht geahnte Tragweite seines kühnen Unternehmens.

„Dank, mein Karlo!“ sprach mit leuchtenden Augen der Fürst. „Du hast dein Versprechen eingelöst, dem ganzen Lager zu zeigen, wie man streiten muß gegen die Sarazenen, um sie zu besiegen. Du hast noch weit mehr getan. Die fremdartige Erscheinung der Asiaten und Afrikaner, deren eigentümliche Kampfesweise und ihre ungeheuere Menge, hatten die Zuversicht und Waffenfreudigkeit der deutschen Stämme erschüttert. Bereits schlich das Gespenst der Furcht durch das Lager, die Behauptung ausprengend, die Mohren seien unbezwingbar und niemals besiegt worden. Eine äußerst gefährliche Stimmung! Ein Heer, das gegen einen Feind zieht, den es für unbesiegbar hält, ist schon halb geschlagen. Dein kühnes Unternehmen hat das Gespenst der Furcht vertrieben, das Grauen vor den Mohren vernichtet, allen deutschen Mannen Selbstvertrauen und Siegeszuversicht erstritten. Du hast das ganze Lager mit Begeisterung zu ähnlichen und gleichen Waffentaten entflammt. Höre nur das Sturmgetöse, das sich brausend an den Höhenzügen fortwälzt! Diese Bewegung der Völker verkündet mit Donnerstimme die Forderung der Schlacht

— und ich zögere nicht. Empfange nochmals den Dank deines Vaters, mein Karlo!“ schloß er beim Eintritt eines Mönches. „Melde deinen Rittern meine verdiente Anerkennung ihrer glänzenden Waffentat.“

„Ich bin glücklich, lieber Vater, Euch erfreut zu haben!“ entgegnete Karlmann, verbeugte sich und verließ das Zelt.

Der Mönch trat heran.

„Eure Hoheit verlangte mich durch einen Eilboten. Ich bin Eusebius, der Kaplan des Herzogs Eudo und Eurer Befehle gewärtig.“

„Willkommen, ehrwürdiger Mann! Wie der Herzog mir sagte, habt Ihr wiederholt Botschaft getragen zwischen ihm und den sarazenischen Heerführern. Demnach seid Ihr der Sprache der Sarazenen kundig?“

„Ja, erlauchter Herr! Der arabischen Sprache bin ich ebenso mächtig, wie der fränkischen oder teutonischen.“

„Seid Ihr willens, ohne Verzug dem Heerführer Abderrhaman eine Botschaft zu überbringen?“

„Dazu bin ich erbötig und auch pflichtig,“ antwortete demütig der Mönch.

„Zur Vermeidung jeglicher Irrung,“ fuhr Martell fort, indem er ein Pergamentblatt hervorzog, „und auch zur Einhaltung der von mir gewünschten Form sind hier meine Worte aufgeschrieben, die Ihr dem Fürsten Abderrhaman genau verdolmetscht.“

Eusebius las die wenigen Zeilen und barg das Blatt sorgfältig in seinem Gewande.

„Die Sache hat Eile," drängte Karl. „Ein schnelles Pferd steht für Euch bereit. Begleiten wird Euch ein Renner mit weißer Fahne."

Zehn Minuten später galoppierte Eusebius über die Ebene, neben ihm ein Reiter mit flatternder Friedensfahne. Bald flog ein Haufen Sarazenen heran.

„Haltet uns nicht auf!" rief ihnen Eusebius zu. „Ich trage wichtige Kunde eurem Gebieter, dem Emir Abderrhaman."

„Wir bringen dich zu ihm!" rief es entgegen.

In sausendem Rennen stürmte der Reitertrupp nach dem Lager. Eusebius betrat das Prachtzelt Abderrhamans, den einige Emire umgaben. Beim Anblick des Mönches belebte höhnisches Lächeln das braune Gesicht des berühmten Heerführers.

„Kommst du wieder?" sprach er, die tiefe Verbeugung des Gesandten nicht einmal durch leichtes Kopfnicken erwidernd. „Jedenfalls kommst du heute nicht im Namen des längst geschlagenen Herzogs Eudo, sondern im Namen des bald geschlagenen Herzogs Karl."

Die Emire lächelten befriedigt.

Den Mönch überraschte keineswegs die höhnische und hochfahrende Anrede. Er kannte den grenzenlosen Hochmut der Mohammedaner, welche sich für die

Bezwinger aller Nationen und für die Herren der Welt hielten. Er besaß den Mut, die Äußerung überschäumender Hoffahrt nicht stillschweigend hinzunehmen, sondern durch eine treffende Bemerkung zurückzuweisen.

„Ich komme heute im Namen des allzeit siegreichen Helden Karl und bitte um Erlaubnis, des erhaltenen Auftrages mich entledigen zu dürfen," antwortete er, das Pergamentblatt hervorziehend.

„Wir sind begierig die Botschaft des allzeit siegreichen Helden zu vernehmen," spöttelte Abderrhaman.

Eusebius las in arabischer Sprache langsam, jedes Wort betonend, von dem Pergament: „Herzog Karl, Gebieter im Reiche der Franken, dermalen Heerführer aller westfränkischen und deutschen Stämme, bietet dem Emir Abderrhaman, oberster Führer der Sarazenen, die Schlacht an und fragt ihn, ob er genugsam gerüstet und geneigt ist, morgen bei Tagesanbruch mit seiner ganzen Macht auf der Walstatt zu erscheinen."

Auf den Gesichtern der Emire malte sich großes Erstaunen. Die Augen Abderrhamans sprühten Feuer.

„Eine stolze Sprache — nicht wahr?" rief er, an die Emire gewandt. „Ich vermutete, der allzeit siegreiche Held Karl erbitte von uns die Gnade, unbehelligt und ohne Schläge abziehen zu dürfen. Zu dieser Vermutung kam ich durch die seit fünf Tagen beharrlich abgelehnte Schlacht, sowie durch das feige

Verkriechen des allzeit siegreichen Helden in ein festes Lager."

Er wandte sich ab und durchschritt einige Male das Zelt. In übermütiger Haltung blieb er vor Eusebius stehen.

„Melde dem Herzog Karl, dem vorgeblichen Gebieter eines Reiches, von dem wir bereits einen großen Teil besitzen, meine Antwort, die also lautet: Ich nehme die Herausforderung an zu einer Schlacht, die ich längst ersehnte, zu der ich beim Anbruch des nächsten Tages weit mehr als genugsam gerüstet, zu der ich siegesgewiß geneigt bin. Die Niederlage des vielgerühmten Helden Karl und die Vernichtung seines Heeres mögen den glänzenden Waffenruhm der Söhne des Propheten noch erhöhen und bei der Siegeslaufbahn der Rechtgläubigen Allahs, zur Unterwerfung des Erdkreises unter die Herrschaft des Halbmondes, ein weiterer Schritt sein. — Hast du verstanden?"

„Sehr wohl! Deine Rede habe ich meinem Gedächtnis tief eingeprägt und werde sie wortgetreu dem Herzoge Karl wiederholen."

Inzwischen hatte Martell den Kriegsrat berufen. Die bevorstehende Entscheidungsschlacht wurde von allen Fürsten und Feldhauptleuten freudig begrüßt. Karl erläuterte seinen Schlachtplan, der allgemeine Zustimmung fand und gerühmt wurde wegen der klugen Benützung der Terrainverhältnisse, zur Lahm-

legung der feindlichen Übermacht. Die Schlachtordnung wurde eingehend besprochen und geregelt, ebenso die Aufstellung der verschiedenen Volksstämme. Eindringlich warnte Herzog Eudo vor der Verfolgung der scheinbar fliehenden Feinde.

„Diesem verhängnisvollem Fehler ist vorgebeugt durch meinen Befehl an die gesamte Ritterschaft, beständig in der Abwehr zu beharren und sich zur Verfolgung nicht verlocken zu lassen," versetzte Karl. „Sobald die Schlacht eine für uns günstige Wendung genommen und die Sarazenen zum Handgemenge übergehen, werde ich durch Posaunenschall die Ritterschaft zum Kampfe rufen."

Beim Erscheinen des Mönches richteten sich alle Blicke auf ihn. Er stellte sich auf Karls Geheiß in die Mitte des von den Versammelten gebildeten Kreises und verkündete die empfangene Botschaft.

Die hochfahrende, geringschätzende und beleidigende Form der Redeweise Abderrhamans rief Zornesglut auf alle Gesichter.

„Stolz wie der Teufel ist dieser Mohrenfürst!" rief Herzog Hugibert.

„Dabei auch dumm, wie ein Schaf, welches den Grimm eines Löwen herausfordert, dessen gewaltige Pranken seit sechzehn Jahren alle Feinde niederschlugen," ergänzte Milo von Rheims und Trier.

„Abderrhaman mag stolz wie der Teufel und dumm wie das Schaf sein, aber die mannhafte Kühnheit muß man ihm lassen, für Allah und dessen Propheten ganz Europa erobern zu wollen," sprach Martell ohne Spur von Ärger und Bitterkeit. „Tatsächlich haben die Araber im Laufe von hundert Jahren Asien, Afrika und Spanien der Herrschaft des Halbmondes unterworfen und das Kreuz in den Staub getreten. Den Rest der christlichen Welt für Allah und dessen Propheten zu erobern, hat Abderrhaman unternommen. Sohin ist es ganz richtig, was alle Mönche die Tage her im ganzen Lager predigten, um alle Mannen von der ungeheueren Bedeutung und Tragweite der bevorstehenden Schlacht zu überzeugen. Das Kreuz schwebt in Gefahr. Der Christenheit droht Vernichtung durch den Islam, wenn morgen unsere Waffen den Sarazenen unterliegen. Edle Herren," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „groß und entscheidend für das Schicksal der Welt in Gegenwart und Zukunft ist die Aufgabe, die wir morgen zu lösen haben. Wir alle sind entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Den Sieg dürfen wir hoffen im Vertrauen auf den Beistand des Allmächtigen, unter dessen Banner wir kämpfen, für dessen Reich auf Erden wir alle Kräfte einsetzen. Darum sei morgen unser Feldgeschrei: Christus siegt!"

Die kurze Rede, voll Kraft und Feuer, entzündete Begeisterung in allen Zuhörern. Unter dem stürmischen

Rufe: „Christus siegt!“ verließen sie das Zelt und begaben sich zu ihren Truppen.

Der nächste Morgen brachte einen klaren Oktobertag. Keine Wolke zog am Himmelsgewölbe. Bereits vor Tagesanbruch marschierten die Truppen nach ihren Stellungen, die sich alle innerhalb der halbkreisförmigen Ebene befanden, welche von den Höhenzügen und deren beiden Ausläufern links und rechts gebildet wurde. In solcher Weise im Rücken und auf den Flanken gedeckt, war das Heer gegen Umzingelung geschützt, weil die Sarazenen, welche keine Fußknechte besaßen und nur aus Reiterei bestanden, von ihrer Übermacht keinen ausgiebigen Gebrauch machen konnten. Nur in der Fronte, die allerdings eine Stunde weit sich ausdehnte, war Martells Stellung angreifbar.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Ebene beleuchteten, stand das Christenheer kampfbereit in Schlachtordnung. Das Mitteltreffen bestand aus etwa 150000 Mann Fußknechten, unter ihnen 30000 Rheinfranken, Karl Martells sieggewohnte Kerntruppen. An die Rheinfranken schloß sich das Fußvolk der übrigen deutschen Stämme. Den linken Flügel bildete die ostfränkische Ritterschaft, von der Karlmanns Gefolgschaft eine Abteilung war, sowie einige tausend westfränkische Ritter unter Eudos Führung. Der rechte Flügel bestand aus den geharnischten Reitern der Bayern, Alemannen und Thüringer. Die Sachsen

und Friesen befolgten Karlmanns klugen Rat, indem sie den Reihen des Fußvolkes sich anschlossen.

Das Ganze bot den Anblick einer von Eisen starrenden Masse, in langen und tiefen Reihen die halbkreisförmige Fläche bedeckend. Des Fußvolkes hochragende Spieße, mit den starken, eisenbeschlagenen Schäften und den langen, teilweise mit Widerhaken versehenen Spitzen, glichen einem Walde drohender Waffen. Am Saume dieses Waldes dehnten sich zu beiden Seiten, gleich eisernen Mauern, die Reihen der gepanzerten Recken.

Obwohl die in Schlachtordnung aufgestellten Scharen, nach dem Maßstabe jener Zeit, ein sehr zahlreiches Heer, gleichsam die ganze Waffenmacht des Abendlandes darstellten, konnten sie an Zahl doch nicht entfernt sich messen mit der unzählbaren Menge der feindlichen Übermacht, die aus Afrika und Asien zur Unterwerfung Europas herbeigeströmt war. Dagegen überragte die Leistungsfähigkeit der Deutschen beim Nahekampfe weit jene der Sarazenen. Den gewaltigen Hünen gegenüber waren die Araber unscheinbare, fast schwächliche Leute, nicht stark genug, die schwere Kriegsrüstung der Germanen zu tragen und deren wuchtigen Waffen zu schwingen. Die Überlegenheit und Gefährlichkeit der arabischen Reiterei bestand in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen, im gewandten Gebrauche der Schußwaffe und in ihrer

großen Menge. Da sie die Quelle ihrer Stärke, die im geschickten Manöverieren und in Pfeil und Bogen bestand, sehr wohl kannten, so vermieden sie immer beim Beginnen der Schlacht das Handgemenge. Hatten sie schließlich durch beständiges Angreifen und Zurückweichen den Feind zur Verfolgung verlockt, dessen Reihen in Verwirrung gebracht und ermüdet, dann schwangen sie zum Handgemeng den Krummsäbel. Nach den Berichten der Chronisten hatte Karl Martell deshalb eine volle Woche die Schlacht abgelehnt und nur kleine Gefechte gestattet, um seinen Mannen die Kampfweise des Feindes vor Augen zu führen und ihnen seinen Befehl verständlich zu machen, so lange in der Defensive oder Abwehr zu beharren, bis er das Zeichen zum Angriff gab. Wesentlich unterstützt wurde das Gelingen dieser Absicht durch die Vernichtung der 500 Sachsen, die umzingelt und niedergeschossen wurden, ohne einen Schwertstreich führen zu können. Und dann hatte Karlmann durch ein Beispiel gezeigt, wie man verfahren müsse, um den Sarazenen an den Leib zu kommen. Demzufolge war im ganzen Heere wohl kein Ritter und kein Fußknecht, der nicht entschlossen war, seine Kampfeslust zu bändigen, sich eine gute Weile geduldig beschießen zu lassen, einzig darauf bedacht, gegen die Pfeile mit dem Schilde sich zu decken und erst beim Posaunenschall zum Angriff überzugehen.

Während aus der Ferne ein leichter Morgenwind dumpfes Getöse der Mohammedaner herbeitrug, fiel in den Reihen des Christenheeres kaum ein lautes Wort. Die Ritter saßen regungslos, gleich ehernen Bildsäulen, auf ihren gepanzerten Rossen, kampfbegierig ausspähend nach den feindlichen Stellungen. Das Fußvolk hatte vielfach eine Haltung angenommen, die andächtige Stimmung verriet. Die Hände umschlossen gefaltet den Schaft des vor ihnen stehenden Spießes, gesenkt waren die Augen oder zum Himmel gehoben, während die Lippen im stillen Gebete sich bewegten. Durch die Predigten der Mönche unterrichtet, wußten alle, daß von der Entscheidung des Tages die Rettung der abendländischen Christenheit abhänge. Darum war die Haltung der Mannen sehr ernst. Aus allen Augen sprach die feste Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben.

Im Mittelpunkte der Schlachtordnung, über den Reihen der Rheinfranken, wogte an hohem Maste das alle christlichen Stämme vereinigende Banner, eine mächtige Standarte von roter Farbe mit weißem Kreuze. Eine zweite Fahne wehte auf der Stirne des Hügels, welcher am linken Flügel den Höhenzug abschloß. Dort saß Karl Martell in voller Rüstung auf gepanzertem Streithengst. Von dort konnte er alle Bewegungen des Feindes beobachten, dem Verlaufe der Schlacht folgen, sowie durch einige Renner,

die auf schnellen Pferden seines Winkes harrten, an die Anführer der Truppen seine Befehle schicken. Den Fuß des Hügels berührte die Stellung der ostfränkischen Ritterschaft, so daß Karl an der Spitze dieser sieggewohnten Krieger am Nahekampfe sich beteiligen und mit seinem furchtbaren Streithammer die Feinde niederschmettern konnte. Zu seiner Umgebung gehörten auch vier Männer, die keine Waffen, sondern Posaunen trugen, deren weithin schallende Dröhnen allgemein verständliche Zeichen gab.

Martell hatte scharf in die Ferne gespäht, wo in verschwommenen Umrissen dunkle Massen sich bewegten. Als an verschiedenen Punkten starke Staubsäulen aufwirbelten, rief Karl den vier Männern die Worte zu: „Blaßt zum Gebet!“

Langgezogene Posaunentöne riefen das ganze Heer zum Schlachtgebet an St. Michael. Dieser mächtige Himmelsfürst war nicht allein der Schutzpatron des deutschen Volkes, sondern auch der Patron aller deutschen Kriegsmannen. Unmittelbar vor Beginn des Kampfes stieg ihr Flehen in brausendem Schlachtgesang zum Himmel empor. Die Krieger sangen:

„O unbesiegbar starker Held, Herzog Michael,
Führ du das deutsche Heer ins Feld, Herzog Michael!
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael, Herzog Michael!“

Kaum war der Sang verklungen, als ein stetig anwachsendes schauerliches Geheul der ansprengenden Sarazenen die Luft erfüllte. Vieltausendstimmig erscholl der Schlachtruf: „Allah akbar — Gott ist groß!“ Fast gänzlich verschlang die Worte ein entsetzliches Gebrüll, das bezweckte, die Feinde zu ängstigen und zu verwirren. Und dann folgte zu gleicher Zeit der Angriff in der ganzen Front aller Stellungen. Auf Bogenschußweite anstürmend, überschütteten sie mit dichtem Pfeilregen Ritter und Fußvolk. Auf Rüstungen und Schilde prasselten die Geschosse, ohne bedeutendes Unheil zu stiften. Die Fußknechte standen gedeckt hinter den hohen und breiten Schilden. Die Ritter waren für Pfeile durch ihre Rüstungen unzugänglich. Ein reizendes Ziel für den mohammedanischen Fanatismus war das Kreuzesbanner. Zahllose Pfeile sausten nach der Standarte, ohne sie zu erreichen, weil sie außer Schußweite über den Reihen wehte.

Obwohl das Getümmel und Geheul der unzählbaren Reitermassen, verbunden mit unausgesetztem Pfeilregen, auch starke Gemüter schrecken mochte, sowie kampfbegierige Helden zum Angriff spornen konnte, blieben dennoch die Germanen nach beiden Richtungen unberührt. Mit der kalten Entschlossenheit wahren Heldenmutes ertrugen sie den Pfeilregen und bändigten ihren Grimm, der sie zum Angriff stachelte. „Sie standen wie eiserne Mauern, wie Wälle von Eis,“

schreibt der Zeitgenosse Isidor von Beja. In den vorderen Reihen der Franken, Bayern, Alemannen, Thüringer, Sachsen und Friesen sanken nicht wenige von Pfeilen durchbohrt zu Boden. Auch diese Opfer mußten mit Gleichmut ertragen werden, bis die Stunde möglicher Rache kam und die Posaunen zum Streite riefen.

Gefährlich für den Ausgang der Schlacht war der ungestüme Andrang des Feindes auf die beiden Flügel. Dort hatten die Ritter eine fast unlösbare Geduldprobe zu bestehen. Die Sarazenen sprengten an, schossen ihre Pfeile auf die Gewappneten, machten in vollem Rennen Schwenkungen und flüchteten. An ihrer Stelle erschienen sofort andere Abteilungen, beschossen die Ritter, brüllten sie an und flohen, um anderen Schwärmen die Edelleute als Zielscheiben zu überlassen. So ging es fort durch einige Stunden. Den geharnischten Recken kochte das Blut in den Adern, eine solche Behandlungsweise ertragen zu müssen. Viele wollten die Defensive verlassen, um sich auf die Sarazenen zu stürzen und konnten zum Ausharren nur durch den Umstand bestimmt werden, daß gerade eine aussichtslose Verfolgung im Plane des Feindes lag. Durch beständiges Angreifen und Flüchten hätten sie die schwerfälligen eisernen Reiter immer weiter gelockt. Die Flügel wären entblößt und die Schlachtordnung aufgerollt worden. Dann

war es der feindlichen Übermacht möglich, durch ihre Massen das Fußvolk zu umzingeln und von allen Seiten anzugreifen. Die verfolgenden Ritter würden so lange angereizt und zu Angriffen gespornt worden sein, bis völlige Erschöpfung und Ermattung Roß und Reiter widerstandslos dem mordgierigen Feinde überlieferten. Diese Umstände waren stark genug, auch die feurigsten Degen vom Kampfe abzuhalten und den Pfeilregen zu ertragen.

Nach einigen Stunden erkannte Abderrhaman die Unmöglichkeit, durch die Schußwaffen eine Entscheidung herbeizuführen, und den eisernen Willen Martells zu erschüttern, in der Defensive zu beharren und seine feste Stellung nicht zu verlassen. So war Abderrhaman gezwungen, die „festen Mauern und die Wälle von Eis" zu erstürmen, das heißt zum Handgemenge überzugehen. Da er den Glauben des arabischen Volkes an seine Unbesiegbarkeit kannte, sowie dessen Tapferkeit und Todesverachtung, so zweifelte er nicht, durch den zermalmenden Ansturm seiner Hunderttausenden die feindlichen Reihen durchbrechen und auch dieses christliche Heer vernichten zu können. Er zog einen Truppenkörper heran, dessen Krieger keine Bogenschützen waren, sondern Wurfspeere, Lanzen und Säbel führten. Diese Abteilung bildete den Kern des mohammedanischen Heeres und bestand aus 20000 auserlesenen Reitern, deren Korps den stolzen Namen

„die Unüberwindlichen“ trug. Als Banner führten sie eine grüne, mit goldenen Sternen und Halbmonden bedeckte Fahne. Befehlshaber der „Unüberwindlichen“ war Abderrhaman. Das Wehen der grünen Fahne auf dem Schlachtfelde verkündete dem ganzen Heere die nahende Entscheidung. Zugleich enthielt ihr Erscheinen den Befehl, das Schießen einzustellen und zum Nahekampf den Säbel zu ziehen.

Mit großer Schnelligkeit und Sicherheit in allen Bewegungen war die neue Schlachtordnung hergestellt und von dem ausspähenden Martell beobachtet worden. Durch Herzog Eudo hatte er Kenntnis von der Existenz und Bedeutung der „Unüberwindlichen“. Er sah ihre Lanzenspitzen in der Sonne schimmern und erkannte aus ihrer Stellung, daß die Ritterschaft des linken Flügels, also die Ost- und Westfranken, die Ehre genossen, von den Kerntruppen der sieggewohnten mohammedanischen Kriegsmacht angegriffen zu werden. Zugleich verrieten ihm die feindlichen Bewegungen und Stellungen, daß Abderrhaman seine ganze Macht zum Angriff führte, um durch den furchtbaren Stoß von Hunderttausenden das christliche Heer zu überwältigen. Es ist begreiflich, wenn das Anrücken einer Übermacht, die sich in unabsehbarer Menge über die Ebene verbreitete, selbst einen Helden erregte, welcher die Furcht nicht kannte. So stark war diese Gemüts-

erregung, daß glühende Röte Martells Gesicht bedeckte und er mit Donnerstimme den Posaunisten zurief: „Blast zum Streite!“ Er gab dem Rosse den Sporn und sprengte die sanft abfallende Hügelwand hinab, begrüßt von der ostfränkischen Ritterschaft mit ehernen Klängen, hervorgerufen durch das Zusammenschlagen der Stahlschilde und Streitäxte.

Mit gewaltigem Dröhnen, grausig wie die Posaunen des Weltgerichtes, riefen von der Höhe die Posaunen die deutschen Völker zum Kampfe mit den Völkern des Orients. Mit dem Posaunenschall vermischte sich das brausende Feldgeschrei der Germanen. Es klang stürmisch, brach aber jäh ab und wich tiefer Stille. Riesenhaft stand vor den Augen aller Mannen die folgenschwere Bedeutung der anhebenden Völkerschlacht. Jetzt galt es, alle Kräfte anzuspannen, dem Tode furchtlos in das Gesicht zu schauen, um den Sieg zu erstreiten oder zu sterben. Daher der rasche Wechsel zwischen Kampfesruf und ernster Stimmung entschlossenen Heldenmutes.

Dichte Staubwolken verkündeten das Anrennen der Sarazenen, deren Massen unter schauerlichem Geheul heranflogen. Dem Korps der „Unüberwindlichen“ gebührte der Vorrang, den Nahekampf der Entscheidungsschlacht zu beginnen. Mit fürchterlichem Gebrüll stürmten sie heran, und ihnen entgegen wälzten sich

die „eisernen Mauern" der ost- und westfränkischen Ritterschaft. Der Zusammenstoß ergab sofort die große Überlegenheit der geharnischten Recken beim Handgemeng. Schon der gewaltige Anprall der eisernen Kolosse zerriß die Reihen der Sarazenen. Ein abschreckendes Schauspiel entwickelte sich, als die langen und wuchtigen Schwerter der Ritter auf die schutzlosen, nicht einmal durch Schilde gedeckten Araber niederfuhren, deren Wurfspeere, Lanzen und Krummsäbel gegenüber den Kampfwerkzeugen der gewappneten Hünen als harmlose Waffen erschienen. Dennoch erlahmte nicht ihre wilde Tapferkeit. Mit Todesverachtung fielen sie den Feind an, dessen rastlos geführten Schwerthiebe die Reihen der Araber lichteten. Der stolze Abderrhaman, bislang siegreich in allen Schlachten, sah die fortschreitende Vernichtung seiner „Unüberwindlichen", und sein Hochmut bäumte sich auf gegen das unabwendbare Verderben. Den Säbel schwingend, stürzte er in das Kampfgewühl, wo er mit gespaltenem Kopfe aus dem Sattel fiel. Auch die grüne Fahne des Propheten verschwand mit ihrem Träger im blutigen Gewoge der Schlacht. Dieser Umstand steigerte den Fanatismus der Moslemin bis zur Raserei. Brüllend und heulend fielen sie die Ritter an, das ungleiche Ringen fortsetzend, bis der Letzte von den 20000 „Unüberwindlichen" zu Boden sank

Mit gleicher Tapferkeit stritt auf dem rechten Flügel die Ritterschaft der Bayern, Alemannen und Thüringer. Umsonst versuchten die Sarazenen durch ihren Massenandrang die „eisernen Mauern" niederzuwerfen. Unerschüttert standen die ehernen Reihen, und das Blut der Mohren floß in Strömen.

Am furchtbarsten wütete die Völkerschlacht zwischen dem Fußvolk und den Sarazenen; denn hier standen sich Hunderttausende gegenüber, und hier mußte die Entscheidung fallen. Während die Christen das Bewußtsein, für Glauben und Freiheit zu kämpfen, mit Begeisterung erfüllte und zu heldenhaftem Streiten entflammte, gedachten die Mohammedaner der großen Verheißungen ihres Propheten für alle, die im heiligen Kriege sterben und zum Lohne ihrer Tapferkeit vom Schlachtfelde in die Herrlichkeiten des Paradieses emporsteigen. Hiezu kam der alle Moslemin beherrschende Stolz auf ihren Waffenruhm und Allahs Gebot, durch den heiligen Krieg die Ungläubigen zu vernichten oder in Knechtschaft zu schlagen, und den ganzen Erdkreis dem Halbmond zu unterwerfen. Darum wiederholte sich beständig ihr brausendes Feldgeschrei: „Allah akbar!" — und der Ansturm ihrer Menge gegen die Völker des Abendlandes verlor nichts von seiner Heftigkeit. Aber es gelang ihnen nicht, die „Wälle von Eis" zu durchbrechen. Ihren flinken, geschickt geführten Krummsäbeln erlagen zwar viele

Mannen in den Reihen der Rheinfranken, der Bayern und Alemannen, der Thüringer, Sachsen und Friesen, allein sie erschütterten ebensowenig die feste Stellung der deutschen Völker, wie die Wogen des stürmischen Meeres die Felsen seiner Ufer. Dagegen kostete jeder Ansturm Tausenden das Leben. Die langen und starken Spieße der Fußknechte stachen die Sarazenen unablässig aus den Sätteln, so daß weithin die Walstatt mit Leichen bedeckt wurde und das blutige Ringen zur grausigen Mordschlacht sich steigerte. Und jetzt kam über die Araber jener schreckliche Hammer, der „schnell ist wie ein Vogel und klug wie eine Schlange".

Nach vollständiger Vernichtung der „Unüberwindlichen" überschaute Karl Martell das weitgedehnte Schlachtfeld. Er sah die Muselmannen mit Macht gegen die langgestreckte Fronte des Fußvolkes anstürmen, das schließlich den fortgesetzten Angriffen der feindlichen Massen erliegen zu müssen schien. Sogleich fand sein scharfer Feldherrnblick zum Siege die richtige Bahn. An den Herzog Eudo schickte er durch einen Renner seine Weisung. Sodann stellte er die gesamte Ritterschaft des Ostreiches in eine zwei Reihen tiefe Linie. Hieran schlossen sich die westfränkischen Ritter, so daß eine sehr lange, die Flanken der Sarazenen bedrohende Stellung entstand.

Martell ritt zum Mittelpunkt der ostfränkischen Reihen. Er hatte das bluttriefende Schwert in die

Scheide gestoßen und griff zur Streitaxt, einer wuchtigen Waffe, furchtbar beim Handgemenge, auch Streithammer genannt, weil die eine Seite eine Axt, die andere einen Hammer bildete. Alle Ritter folgten dem Beispiele des Herzogs, indem sie zur Streitaxt griffen, um den Feind mit dieser mörderischen Waffe zu bekämpfen. Nannten die Zeitgenossen den Herzog „Martell" oder „Hammer", so wollten sie dessen unwiderstehliche Tapferkeit bezeichnen, womit er alle Feinde niederschmetterte. Dieser Hammer sollte jetzt vernichtend über die Araber kommen.

Ein Emir hatte die drohende Gefahr des Flankenangriffs bemerkt und nahm mit seiner Heeresabteilung Stellung gegen die Ritter. Als sich die ehernen Reihen in Bewegung setzten, flogen die arabischen Reiter ihnen entgegen. Das blutige Gefecht war schnell entschieden. Die Sarazenen wurden bis auf einen kleinen Rest, der mit Windeseile entfloh, zusammengehauen. Und jetzt brachen die eisernen Kolosse mit unwiderstehlicher Gewalt den feindlichen Massen in die Flanken, wo die Streitäxte beim Handgemenge ein grauenerregendes Blutbad verbreiteten. Den ohnmächtigen Widerstand der Krummsäbel überwältigend, drangen sie immer tiefer in die Reihen, Leichen auf Leichen häufend. Das Feldgeschrei Allah akbar verstummte, und ein dumpfes Brausen und Getöse des mörderischen Schlachtgewühls ging über die Walstatt. Infolge des Seiten-

angriffes wurde das ungestüme Andrängen der Sarazenen auf das Mitteltreffen immer schwächer. Auf der ganzen Linie der Front bekam das Fußvolk Luft und rückte vor, während die Muselmanen langsam zurückwichen. Plötzlich riefen viele Stimmen: „Christus siegt! Alleluja — Christus siegt!" Und dann brauste das Feldgeschrei: „Christus siegt!" — von mehr als hunderttausend rauhen, germanischen Stimmen gerufen, über die Ebene, gleich Donnerrollen an den Höhenzügen widerhallend. Dem Donner folgte, wie ein alles niederreißender Wettersturm, das allgemeine Vordringen des Fußvolkes. Die mit teutonischer Wut geführten Spieße stachen in zahlloser Menge die entmutigten Araber von den Pferden, bis sie durch jähe Flucht dem grausigen Abschlachten sich entzogen.

Der Kampf ruhte. Die furchtbare, ewig denkwürdige Völkerschlacht war geschlagen. Die Abendsonne rötete die Berggipfel und warf ihre letzten Strahlen auf die blutgetränkte Walstatt.

Die deutschen Völker kehrten nicht in das Lager zurück, weil sie glaubten, den Sieg noch nicht vollständig errungen zu haben. Sie übernachteten unter den Waffen auf dem Schlachtfelde, um bei Tagesanbruch den Kampf fortzusetzen. Am folgenden Morgen aber ließ sich, zu ihrer großen Verwunderung, kein Feind sehen. Karl Martell vermutete irgend

eine Kriegslist. Er schickte Späher aus. Diese kehrten mit der unerwarteten und frohen Kunde zurück, die Zeltstadt stehe noch, aber alle Mohren seien verschwunden. Die Sieger eilten nach dem Feindeslager, wo sie unermeßliche Schätze fanden. Alle Reichtümer überließ Karl den Kriegern.

Nach dem Berichte des Chronisten bedeckten 375000 Mohrenleichen das weitgedehnte Schlachtfeld. Von dem Christenheere waren nur einige tausend Streiter gefallen.

Durch die ungeheueren Verluste und den Sieg des Kreuzes über den Halbmond gerieten die Sarazenen in solche Mutlosigkeit und Verzweiflung, daß sie nächtlicherweile flüchteten, und ihre Flucht nicht einstellten, bis sie die Pyrenäen überstiegen und Spanien erreicht hatten. Nicht allein ihre Waffenmacht, dazu bestimmt, ganz Europa dem Islam zu unterwerfen, war vernichtet, sondern auch der stolze Wahn ihrer Unbesiegbarkeit und der Glaube an die durch den heiligen Krieg erstreitbare Weltherrschaft des Islam.

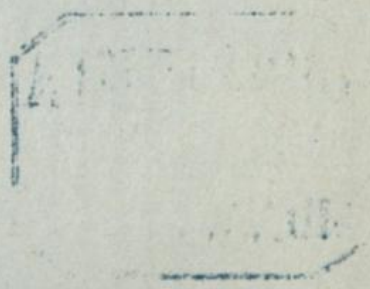
„Mit Recht," sagt der Geschichtsforscher Luden, „wird die Schlacht bei Poitiers zu den wichtigsten Ereignissen der Weltgeschichte gezählt. Das Reich der Franken, die christliche Religion und die Eigentümlichkeit der germanischen Welt wurden durch dieselbe nicht bloß für den Augenblick, sondern für alle Zu-

kunft gerettet. Die Araber waren zum ersten Male im offenen Felde überwunden und ihr Glaube an die sichere Herrschaft der Welt erschüttert worden. Die Franken hingegen, die deutschen Völker allzumal, die Anteil gehabt an dem großen Tage von Poitiers, fühlten ihre Kraft und waren gestärkt in der Zuversicht, daß Christus nicht erliegen werde vor Mohammed."



Inhalt.

	Seite
Die Mauren	7
Karl Martell	46
Zwiespalt	88
Karlmanns Speerwurf	98
Das Verhör	108
Der heilige Bonifatius	124
Im Kriegsrat	151
Bertars Weg zum Paradies	171
Die Völkerschlacht	190



Bögl

